Geschichte
der
christlichen Kirche.

Herausgegeben
von
dem christlichen Vereine im nördlichen Deutschland.

Sechster Band,
welcher die Geschichte der evangelischen Kirche des Auslandes und der Secten enthält.

Zweite Auflage.

1858.

Verlegt durch den christlichen Verein und zu haben in der Niederlage seiner Schriften bei August Klöppel in Eisleben, wie auch bei G. E. Schulze zu Leipzig.

Die evangelische Kirche des Auslandes und die Secten.

Herausgegeben
von
dem christlichen Vereine im nördlichen Deutschland.

Zweite Auflage.

1858.

Verlegt durch den christlichen Verein und zu haben in der Niederlage seiner Schriften bei August Klöppel in Eisleben, wie auch bei G. E. Schulze zu Leipzig.

Vorwort

zur ersten Auflage.

Nachdem der zuletzt erschienene Band der Geschichte der christlichen Kirche im Anschluß an die erste Abtheilung des vierten Bandes, welcher die durch Luther vollbrachte Reformation beschrieb, die Geschichte der evangelischen Kirche Deutschlands bis auf die gegenwärtige Zeit fortgeführt hatte: so erhalten die theuern Mitglieder des christlichen Vereins nun hiermit einen Abriß von der Geschichte der evangelischen Kirche des Auslandes. Derselbe will sich im Wesentlichen an die zweite Abtheilung des vierten Bandes, welche das Leben der Stifter des reformirten Bekenntnisses beschreibt, anschließen, da die evangelischen Kirchen des Auslandes meist diesem Bekenntniß gefolgt sind. Die Reformation Dänemarks und Schwedens war zwar lutherisch, aber wenn wir die Geschichte der evangelischen Kirche Deutschlands, wie es wünschenswerth schien, im Zusammenhange für sich behandeln wollten, so blieb für Dänemark und Schweden kein anderer Platz übrig, als der diesen Ländern hier gegebene. Sollten etwa in unserer Darstellung noch Nachrichten über die evangelische Kirche in andern Ländern, z. B. Rußland, Oestreich, Nordamerika vermißt werden, so wolle man bedenken, daß die ohnehin schon zu große Ausdehnung des Werks eine Beschränkung des Stoffs auf das Hauptsächlichste uns zur unabweislichen Pflicht machte. Da mit diesem Bande die Geschichte der evangelischen Kirche schließt, schien es zweckmäßig, die Geschichte der Secten, welche

aus dieser Kirche hervorgegangen sind, anzureihen; und auch hier haben wir aus eben erwähnter Rücksicht nur das Nothwendigste beibringen können.

Wir hoffen, in kurzer Zeit das ganze Werk mit der noch übrigen Geschichte der katholischen und griechischen Kirche seit der Reformation beendigen zu können, und wie wir uns dazu den Beistand von oben erbitten, sprechen wir zugleich den Wunsch aus, daß der Herr fortfahren möge, mit seinem unverdienten Segen den Gebrauch der unvollkommenen Arbeit zu begleiten, die keinen andern Zweck hat, als überall nachzuweisen, daß nur Eines noth ist, der lebendige Glaube an Jesum Christum, den einigen Herrn und Heiland, dem Ehre sei von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Geschrieben den 11. December 1850.

Westermeier.

Inhalt.

Die evangelische Kirche des Auslandes und die Secten.

Erster Abschnitt.

Die evangelische Kirche Frankreichs.

Zweiter Abschnitt.

Die evangelische Kirche der Niederlande.

Dritter Abschnitt.

Die englische und die schottische Kirche.

Vierter Abschnitt.

Die Reformation in Dänemark und Schweden.

Fünfter Abschnitt.

Geschichte der Secten.

Erster Abschnitt.

Die evangelische Kirche Frankreichs.

§. 1. Die Anfänge der Reformation in Frankreich.

Wohl in keinem Lande Europas war die Reformation so lange vorbereitet, als in Frankreich. Von hier aus erhält, im dreizehnten Jahrhunderte, das weltgebietende Ansehn der Päpste den ersten entscheidenden Stoß (Gesch. d. christl. Kirche III, 1. p. 114.); auf den Kirchenversammlungen von Kostnitz und Basel waren es besonders französische Geistliche, welche die überall verlangte Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern vertraten (Gesch. d. christl. Kirche III, 2. p. 5.); in Frankreich war der Hauptsitz der Secten, welche im Mittelalter gegen das in der Kirche herrschende Verderben durch Wort und That ein so kräftiges, obwohl immer unterdrücktes Zeugniß ablegten (Gesch. d. christl. Kirche III, 2. p. 64 sq.). Das alles wies auf tiefere kirchliche Bedürfnisse hin, und es stand zu erwarten, daß die Reformation, welche denselben die einzig wahre Befriedigung versprach, von den Franzosen, zumal bei ihrer lebhaften Gemüthsart, mit Eifer ergriffen werden würde. Es ist das freilich nur zum Theil geschehen; die Gewalthaber und die große Masse des Volks blieben dem alten Glauben ergeben; aber diejenigen, welche dem Lichte des

Evangeliums ihr Herz öffneten, haben mit solcher Treue und solcher Standhaftigkeit ihre heilige Sache verfochten, haben so viel gelitten und geduldet, wie es kaum in einem andern Lande geschehen ist. Daß ihr Märtyrerthum mit keinem glänzenderen Erfolge gekrönt worden ist, hat nur darin seinen Grund, daß in den Kampf des Geistes leider so oft der Streit der politischen Partheien sich mengte, welcher gerade damals so heftig in Frankreich entbrannt war. Denn in dem Reiche Gottes ist ja doch nun einmal nicht dem Schwerte und der Gewalt, sondern allein dem Worte, der Liebe und der Geduld der Sieg verheißen.

Es war Luthers Stimme, die so mächtig durch ganz Europa hallende, welche auch in Frankreich die ersten reformatorischen Bewegungen hervorrief. Sie hatte auch das Ohr der frommen Schwester des damaligen Königs Franz I., Margarethe, Königin von Navarra, erreicht, und zugleich ihr Herz gewonnen. Ihr Hof wurde bald der Sammelplatz vieler Menschen, welche von der göttlichen Wahrheit eben so berührt waren, wie sie. Im Jahre 1521 gab es aber in der Nähe von Paris und an andern Orten des Landes auch schon kleine evangelische Gemeinden. Doch schon jetzt erwachte der Verfolgungsgeist gegen sie. Einer der ersten Märtyrer war ein geborner Deutscher, Wolfgang Schuch, der in dem lothringischen Städtchen St. Hippolyte seine Stimme gegen den Bilderdienst, das Fasten und andere Mißbräuche erhob. Der Herzog von Lothringen, angeregt durch die hohe Geistlichkeit in Paris, drohte die Stadt den Flammen Preis zu geben, wenn sie den Ketzer bei sich länger dulde. Schuch hatte es nicht verges-

sen, daß ein guter Hirte sein Leben lässet für die Schafe. Er stellte sich freiwillig seinen Verfolgern, und das ihm bald darauf gesprochene Todesurtheil empfing er mit den Worten: „Ich freue mich deß, das mir geredet ist, daß wir werden in das Haus des Herrn gehen" (Ps. 122.). Denn nur ein freudenvoller Eingang in dieses Haus schien dem Glaubensmanne der Tod, vor dem die Welt doch so sehr erschrickt. Er war dabei aber fern von eitlem Märtyrerstolze, denn, als die Flammen über ihm zusammenschlugen, betete er: „Gott sei mir gnädig nach deiner Güte, und tilge meine Uebertretungen nach deiner Barmherzigkeit." So endete er den 19. August 1525.

Kurz nach dieser Zeit finden wir den jungen Calvin thätig, die evangelischen Gemeinden Frankreichs im Glauben zu stärken. Wir haben schon gehört (Kirchengesch. IV, 2. p. 57.), wie er öffentlich für den evangelischen Glauben auftrat, und wie er, als er vor seinen Verfolgern die Flucht ergreifen mußte, nun auch durch eine Zuschrift an König Franz I. aus der Ferne seinen Brüdern nützlich zu werden suchte. Dieser nämlich war 1526 aus der Gefangenschaft, welche ihn Kaiser Karls Händen überliefert hatte, zurückgekehrt, und meinte nun, wie es der falschen Religion Art immer ist, Gott einen rechten Dienst darin zu thun, daß er die sogenannte Ketzerei mit Feuer und Schwert auszurotten suchte. Eine Menge von Opfern fiel zu dieser Zeit und unter andern veranstaltete der König ein feierliches Sühnefest für das Land, bei welchem das Bild der Schutzheiligen von Paris, der heiligen Genoveva, in feierlicher Procession um-

hergetragen wurde, der auch er mit seinen 3 Kindern zu Fuß und mit entblößtem Haupte folgte, während auf den Hauptplätzen der Stadt sechs evangelische Bekenner auf die grausamste Weise lebendig verbrannt wurden. Ein solches Schicksal hatte auch Barthelemy Milo, ein Schuhmacher in Paris. Der war früher ein Spötter gewesen, wie Esau, und obgleich er in Folge seiner Ausschweifungen an allen Gliedern, außer an den Händen und der Zunge, gelähmt war, so gebrauchte er doch diese ihm allein noch freigelassenen Glieder einst auch nur dazu, einen Evangelischen, der eben vor seiner Bude vorüberging, zu verspotten. Diesen aber jammerte des doppelt unglücklichen Menschen, und er reichte ihm ein neues Testament, ob es Gott gefallen möchte, ihm die Augen aufzuthun. Und wie wurde diese Liebesgabe an dem armen Manne gesegnet! Bald war sein Herz nicht allein der ernstlichsten Buße, und des freudigsten Glaubens voll, sondern sein Zimmer wurde auch der Sammelplatz der Gläubigen und zugleich eine Schule, in welcher er selbst eine Menge von Kindern in den Lehren des Heils unterrichtete. Seinen frühern Spott hat man ungeahndet gelassen, aber seinen jetzigen Glauben konnte man ihm nicht verzeihen. Schon einmal war der Unglückliche in Verhaft gewesen; da er es aber doch nicht lassen konnte, von dem zu zeugen, der ihn selig gemacht hatte, stürzte einst einer der Blutrichter in sein Zimmer und rief: „Milo aufgestanden!“ Wehmüthig lächelnd erwiederte der lahme Mann: „Ach, Herr, es würde eines größern Meisters, als ihr seid, bedürfen, um mich aufzurichten!“ Da schleppte man ihn hinweg, und vor's Blutgericht; und weil er hier seinen Herrn

nicht verleugnen wollte, auch auf den Richtplatz, wo ein langsamer Feuertod seine gebrechliche Leibeshütte verzehrte. Aber die von König Franz ausgehende Verfolgung beschränkte sich nicht auf einzelne Personen; im Jahre 1540 richtete sie sich auch gegen die stillen friedlichen Waldenser, die man, und nicht mit Unrecht, für eines Glaubens mit den Evangelischen hielt; und es wurden hier 28 Dörfer zerstört, und 4000 Menschen kamen ums Leben.

Unter dem Nachfolger des vorigen Königs, Heinrich II. (1547—1559), sah die Welt eins von den Schauspielen, die sich allerdings nicht selten bei denen wiederholen, welchen die angeerbte Religion nur wie ein Mantel ist, den sie tragen, wie der Wind weht. Während Heinrich II., weil es ihm so gerade am vortheilhaftesten schien, den Protestanten in Deutschland wirksame Hilfe sandte, setzte er die unter seinem Vorgänger begonnenen Verfolgungen ihrer Glaubensgenossen in Frankreich in der grausamsten Art fort. Nicht lange nach seinem Regierungsantritte durfte es bei einem Feste neben Turnieren und einer Menge von wollüstigen Ergötzlichkeiten auch an den Qualen unglücklicher evangelischer Schlachtopfer nicht fehlen, an denen das blutdürstige Auge sich weidete. Unter verschiedenen Gerüsten waren Feuer angezündet, über welchen man die Bekenner an Ketten, die in Rollen liefen, bald hinabließ, bald heraufzog, um ihre Schmerzen zu verlängern. Und damit ja kein Ketzer ungestraft bleibe, wurde im Jahre 1551 durch das sogenannte Edict von Chateaubriant allen weltlichen Gerichten befohlen, der Ketzerei überall nachzuspüren und sie zu bestrafen. Demgemäß wurde eine

eigene Kammer im Parlamente niedergesetzt, welche allein mit dem Gericht über die Ketzer sich beschäftigen sollte. Ein Inquisitor, Namens Mouchy, war mit einem ganzen Heere von Spähern Tag und Nacht thätig, diese ausfindig zu machen. Man erhob die unsinnigsten Beschuldigungen gegen sie: sie trieben in ihren nächtlichen Versammlungen Unzucht und Götzendienst, zettelten Verschwörungen an u. s. w. Wer den Angeber machte, dem wurden große Belohnungen und immer ein Antheil an den einzuziehenden Gütern der Verurtheilten zugesichert. Da ging denn wieder recht buchstäblich die Vorhersagung des Herrn in Erfüllung: „Des Menschen Feinde werden seine eignen Hausgenossen sein," und Dienstboten überlieferten ihre Herrn, und Kinder ihre Eltern, Ehegatten einer den andern dem Blutgericht. Außerdem errichtete man noch auf den Straßen Kreuze und Heiligenbilder mit Wachskerzen und zwang die Vorübergehenden, davor niederzuknieen, und thaten sie es nicht, so wurden sie als überwiesene Ketzer betrachtet. Aber gerade bei diesen grausamen Verfolgungen treten uns die rührendsten Beispiele von evangelischer Standhaftigkeit entgegen. Obgleich das Parlament mit Bestrafung der Ketzer beauftragt war, willigten bei weitem nicht alle Glieder desselben in diese harte Maßregel. Unter diesen befand sich auch der Parlamentsrath Annas du Bourg, ein Mann von ansehnlicher Geburt und tüchtigen Kenntnissen. Als der König einst im Parlamente erschien und die Anwesenden aufforderte, ihre Ansichten über die Religionssachen auszusprechen, bezeugte er mit der größten Freimüthigkeit, wie unrecht es ihm scheine, Menschen dem

Scheiterhaufen zu übergeben, die sich doch angelegen sein ließen, für den König zu beten, während man die schamloseste Unsittlichkeit bei Hofe, Meineid, Ausschweifungen und Ehebruch ungestraft lasse. Sogleich ließ der König den kühnen Redner nebst noch fünf andern Parlamentsgliedern ungeachtet ihres auf dem klarsten Rechte begründeten Widerspruchs ins Gefängniß abführen. Es war ein scheußlicher Käfig, in welchem der edle Verfechter der Wahrheit bei Wasser und Brot saß, aber er stärkte sich im Gebete, und der Kerker hallete wieder von den Psalmen, die er zur Laute sang. Auch setzte er ein Glaubensbekenntniß auf, welches er dem Parlamente mit dem Entschlusse zusandte, darauf leben und sterben zu wollen. Leider wurde dieser Vorsatz für einen Augenblick durch die stürmischen Bitten seiner Freunde, die doch nicht seine rechten Freunde waren, weil sie sich mehr um seine leibliche als um seine geistliche Wohlfahrt bekümmerten, wankend gemacht, und er setzte ein anderes Glaubensbekenntniß auf, von dem er seine Freiheit hoffen durfte. Aber es fanden sich Gott Lob! noch wahre Freunde, welche den Gefallenen wieder aufzurichten strebten, nämlich seine evangelischen Brüder, welche sogleich einen ihrer Prediger mit der Aufforderung an ihn sandten, der Wahrheit die Ehre zu geben, und seine Seele zu retten. Es bedurfte nur dieser Ermahnung, um dem Gefangenen gleich die vorige Glaubensstärke wieder zu geben, denn schon längst hatte ihm das Gewissen keine Ruhe gelassen. Er widerrief das letztere Glaubensbekenntniß, und als ihm das Todesurtheil vorgelesen wurde, dankte er Gott, daß er ihn, den Unwürdigen, noch würdige, um des Evan-

geliums willen Schmach und Tod zu leiden, bezeugte noch einmal seinen Richtern die Gerechtigkeit seiner Sache in einer Weise, daß viele von ihnen zu Thränen gerührt wurden, und verabschiedete sich endlich von ihnen mit den Worten: „So lebet denn, Senatoren, und denket nach; ich aber, ich gehe in den Tod!“ Er behielt die freudige Fassung, als er gebunden auf einem Karren zum Richtplatz geführt wurde. „Meine Freunde!“ so redete er zum Volke, „Gott weiß, daß ich nicht sterbe als ein Dieb oder Mörder, sondern um des Evangeliums willen!“ Selbst entkleidete er sich, und als die Henker ihn hinaufzogen, rief er mehre Male: „Mein Gott, verlaß mich nicht, damit ich auch Dich nicht verlasse.“ Es wird gesagt, der Tod dieses Mannes habe mehr gewirkt, als die Predigt von hundert Predigern.

Einen großen Antheil an seiner Glaubensstärkung hatte Margaretha Le Riche aus Paris, die Frau des Buchhändlers Anton Ricaut, welche eine Zeit lang mit ihm im Gefängnisse war und durch eine Fensteröffnung mit Worten und Zeichen ihn ermuthigte, dem Evangelium treu zu bleiben, so daß er selbst bezeugte, eine Frau habe ihm erst den rechten Weg zeigen müssen. Diese Glaubensheldin war zuerst durch ihren Mann auf die Lehren der Evangelischen aufmerksam gemacht worden, der indeß, gleichgiltig, wie er war, gegen alles Höhere, keineswegs die Absicht hatte, ihnen ein Opfer zu bringen, vielmehr seine Frau, als diese anfing mit ganzem Eifer die evangelische Wahrheit zu ergreifen, so arg mißhandelte, daß sie das Haus verließ. Sie bedachte aber bald, was 1 Cor. 7, 13 geschrie-

ben steht, und daß sie aus keinerlei Ursach von dem Manne sich wenden dürfe, mit welchem sie Gott zusammengefüget, und kehrte mit dem Vorsatze zu ihm zurück, eher Alles über sich ergehen zu lassen, als wider Gottes Gebot zu sündigen. Gleich darauf aber ward sie von den Ketzerrichtern ergriffen, und obgleich diese alle ihre Ueberredungskunst, alle Drohungen erschöpften, so scheiterten ihre Bemühungen doch gänzlich an dem festen Glaubensmuthe der beherzten Frau. Auch von ihren Lobgesängen tönte der Kerker wieder, und heitern Gesichts ging sie zum Tode. In ungewöhnlicher Menge war das Volk herbeigeströmt, die seltene Heldin zu schauen; doch man hatte ihr einen Knebel in den Mund gelegt, daß sie nicht reden sollte, aber ihr gen Himmel gerichteter Blick war sprechender, als Worte; und als man sie zuletzt, da das Feuer schon angeschürt wurde, noch einmal fragte, ob sie widerrufen wolle, antwortete sie: Nein! und sie wiederholte dieses: Nein! als sie schon hinaufgezogen war, bis die Flammen über ihr zusammenschlugen. Jedes Geschlecht, jedes Alter, jeder Stand zählte seine Märtyrer. Fünf junge Studirende, welche aus der Unterweisung Calvins, eines heiligen Eifers voll, nach Frankreich zurückgekehrt waren, machten bei ihrer Hinrichtung einen solchen Eindruck aufs Volk, daß man die Scharfrichter anwies, zu eilen, damit die Zuschauer nicht zur Ketzerei verführt würden. Ein Schneider, der um des Glaubens willen gefangen saß, sollte in Gegenwart des Königs vor dem Kardinal von Lothringen, dem Hauptanstifter der Verfolgung, befragt werden, weil jener hoffte, der Schneider werde durch seine Antworten einigen Stoff zum

Lachen geben. Aber der sittenlose Herrscher bekam sammt seinem eiteln Hofgesinde eine so ernste Strafpredigt von diesem zu hören, daß aus dem Lachen eine unmäßige Wuth wurde, welche den kühnen Zeugen der Wahrheit sogleich dem Feuertode übergab. Und während der König an den Qualen des Schlachtopfers sich weiden wollte, erhielt er einen Blick von dem sterbenden Märtyrer, den er nimmer vergessen konnte und der ihn Tag und Nacht wie ein Gespenst verfolgte.

Und was war nun das Ergebniß dieses ganzen wüthenden Vertilgungskrieges? Auch hier bewährte sich wieder im vollsten Umfange die alte Erfahrung: Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche. Jeder neue Scheiterhaufen war ein Feuerzeichen, das Schlummernde weckte, Unentschiedene zur Fahne rief; die Asche der Getödteten erzeugte Lebenskeime, aus denen Heere von neuen Streitern erwuchsen. Um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts gab es in Frankreich schon an 1200 größere und kleinere Gemeinden und über eine Million Menschen, welche zum Evangelium sich bekannten. Und unter diesen befanden sich zum Theil sehr vornehme Personen, welche die Schmach Christi lieber hatten, als die zeitliche Ergötzung der Sünde: Anton, König von Navarra und seine Gemahlin, die berühmte Jeanne d'Albert, so wie der Bruder Antons, Ludwig von Bourbon, Prinz von Condé, Herr von Andelot, Franz von Coligny, der Bruder des nachmals so berühmten Admirals Coligny u. a. m. Dadurch wuchs der Muth der Evangelischen so sehr, daß sie im Jahre 1559 schon wagten, eine große

Versammlung in Paris zu halten, welche von allen Gemeinden beschickt wurde, und auf welcher man sich über die Lehre und die Kirchenzucht vereinigte. Da ein großer Theil der Prediger aus der Schweiz und Schüler Calvins waren, überhaupt die französischen Gemeinden eine viel engere Verbindung mit dem auch schon durch die Sprache ihnen verwandten Genf unterhielten, als mit Deutschland, so kann es nicht befremden, daß man auf dieser Versammlung den calvinischen Lehrbegriff annahm, und sammt der ganzen presbyterianischen Kirchenverfassung auch den Kirchenbann allgemein einführte, der in der Folge viel dazu beitrug, daß die Gemeinden in ihrer Reinheit bewahrt wurden. Und die Uebung der Kirchenzucht in denselben hatte das vor der in Genf voraus, daß die weltliche Obrigkeit, weil sie eines andern Glaubens war, sich nicht in die Handhabung derselben mischte, so daß sie eine rein geistliche blieb. Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß in aller andern Hinsicht die Anhänger des Evangeliums sich fern von weltlichen Händeln gehalten, und ihre Hoffnung allein auf den Herrn gesetzt hätten, der doch wahrlich bisher genug Proben gegeben hatte, daß er auch ohne alle menschliche Hilfe das Häuflein der Gläubigen schützen und mehren könne. Aber die allerdings aufs Aeußerste gebrachten Evangelischen griffen zum Schwert und wir begegnen von nun an einem blutigen Kampf, aus welchem die reformirte Kirche nur mit Mühe ihr Dasein rettete.

§. 2. Die Bluthochzeit.

Heinrich II., der wüthende Verfolger der Protestanten, war im Jahre 1559 vom Schauplatze der Welt abgetreten. Franz II., sein Sohn, war erst sechszehn Jahr alt, als er den väterlichen Thron bestieg, dabei war er schwach am Leibe und am Geiste und in jeder Weise unfähig zu regieren. Desto begieriger ergriff seine Mutter, Catharina von Medicis, eine Verwandte des Papstes, die Zügel der Regierung, eine Frau von seltener Schönheit und außerordentlichen Geistesgaben, aber ohne Herz, ohne Wahrheit, nur von Ehrgeiz und Herrschsucht geleitet. Ihr gegenüber aber standen zwei Partheien, welche auch gern die Herrschaft geführt hätten; die Guisen, ein herzogliches Haus, seit 1508 in Frankreich einheimisch, welches sich bereits große Verdienste im Krieg und Frieden erworben hatte, und die Bourbonen, welche von Ludwig dem Heiligen abstammten, und gerechte Ansprüche auf den Thron hatten. Die erstern waren entschiedene Anhänger der alten Lehre; die letztern neigten sich zur neuen hin, und zu ihnen gehörten alle die einflußreichen Personen, welche wir oben als Freunde der Protestanten bezeichnet haben. Wir wissen nicht, ob wir es ein Glück nennen sollen, daß diese Großen sich zur evangelischen Lehre bekannten; für sie selbst war es wohl ein Segen, der Sache des Evangeliums aber ist es offenbar nicht förderlich gewesen, weil eben dadurch dieselbe in die schrecklichen Partheistreitigkeiten verflochten wurde, welche ihren Gipfel erreichten in dem blutigen oben angedeuteten Ereignisse.

Jene Streitigkeiten sind unter dem Namen der Hugenottenkriege bekannt, deren man in einem Zeitraum von 11 Jahren (1562—1573) vier zählt. Diesen Namen haben sie von einem Spottwort, mit welchem man die Protestanten bezeichnete. Weil nämlich die Sage ging, daß ein alter fabelhafter König, Hugo, als Gespenst des Nachts noch umherwandle, nannte man die Anhänger des Evangeliums wegen der nächtlichen Zusammenkünfte, welche sie zur Zeit ihrer ersten Bedrückung zu halten gezwungen waren, nach ihm Hugenotten, d. i. Poltergeister, Nachtgespenster, wie man jetzt etwa die wahren Gläubigen Pietisten, Mucker, Dunkelmänner schilt; der Stab ist wenigstens so auf die kürzeste Weise über sie gebrochen.

Catharina von Medicis, lange ungewiß, durch welche Parthei sie am erfolgreichsten ihre ehrgeizigen Pläne in Ausführung bringen könne, gab endlich den Guisen den Vorzug und arbeitete mit ihnen an der Vernichtung der Bourbonen und des Protestantismus. Zum ersten Male wich jetzt der Glaube der Evangelischen von der Geduld, welche sie bisher den Verfolgungen so siegreich entgegengesetzt hatten. Ein begeisterter Anhänger Calvins, in der irrigen Meinung, durch den Sturz der Guisen dem Evangelium aufzuhelfen, dessen Verbreitung er mit Leidenschaft betrieb, stiftete zu Amboise 1560 eine Verschwörung gegen jene. Sie wurde aber durch einen Glaubensgenossen, weil er solche Umtriebe für widerstreitend dem Evangelio hielt, verrathen; die Schuldigen hätten darin einen Wink Gottes sehen sollen; aber sie verharrten so sehr in ihrer Verblendung, daß sie sogar die ihnen angebotene Verzeihung

zurückwiesen. In einem blutigen Kampfe wurden sie überwunden, und zwölfhundert der Gefangenen auf die schrecklichste Weise hingerichtet, welchem gräßlichen Schauspiel Catharina sammt ihrem ganzen Hofe mit grausamer Lust zusah.

In dieser trüben Zeit segnete Gott Frankreich mit einem Manne, der das über diesem unglücklichen Lande schon schwebende Unheil vielleicht abgewandt, wenn man seinem Rathe nur Gehör gegeben hätte. Es ist der Kanzler Michael de l'Hopital. Er war der Sohn eines früher schon um des Glaubens willen verbannten Arztes, und hatte durch ausgezeichnete Geistesgaben sich zu der hohen Stelle emporgeschwungen, welche er jetzt bekleidete. Alle Partheien, selbst die Königin, hofften auf ihn; aber er fragte nur danach, was er dem Vaterlande schuldig sei, und in Bezug auf die schwebenden Religionsstreitigkeiten war sein unwandelbarer, von ihm bis an sein Ende festgehaltener Grundsatz: „Nicht mit Gewalt, sondern allein durch Vernunft und Gebet lassen sich die Meinungen der Menschen ändern.“ Seinen unablässigen Bemühungen war es schon gelungen, die Verfolgungen der Protestanten sehr zu beschränken, als ein unerwartetes Ereigniß auf einmal seine friedsamen Pläne zu vereiteln schien. Der Prinz Condé, der unternehmendste der Bourbonen, hatte die seinen Glaubensgenossen angethane Schmach nicht verschmerzen können, und anstatt es gläubig dem Herrn zu befehlen, wie er sie wieder gut machen wolle, war er auf der Bahn der Gewalt weiter gegangen, und hatte mit bewaffneter Hand einen Angriff unternommen, der jedoch abermals mißlang.

Man suchte sich seiner zu bemächtigen und verurtheilte ihn zum Tode.

Der unerwartete Tod Franz II. hintertrieb zwar die Vollziehung des Todesurtheils, im Uebrigen aber zeitigte er nur das Verderben, welches über die Protestanten hereinbrechen sollte, indem bei der Minderjährigkeit des neuen Königs, Carl IX., der erst 11 Jahr alt war, die Regierung in den Händen der ränkesüchtigen Catharina blieb. Zwar machte der milde L'Hopital noch einen Versuch, die schwebenden Streitigkeiten auf eine dem Evangelio würdige Weise beizulegen, indem er zu Poissy 1561 ein Religionsgespräch zwischen beiden Theilen veranstaltete, dem auch Beza beiwohnte; ja erlangte in Folge desselben sogar für die Protestanten das Jahr darauf das sogenannte Edict von St. Germain, durch welches denselben, wenn auch in beschränkter Weise, freie Uebung des Gottesdienstes zugestanden wurde: aber wie bald sah er diese Frucht seiner frommen Bemühungen durch die Gewaltthaten der durch keine kräftige Hand gezügelten Partheien zertreten! In der Stadt Cahors überfiel ein roher Haufe der katholischen Bevölkerung das Bethaus, in welchem die Hugenotten friedlich zur Andacht versammelt waren; das Haus ward in Brand gesteckt, und die Fliehenden mit Dolchen und Spießen niedergestoßen; in Vassy richteten die Leute des Herzogs Franz von Guise, des Oberhauptes der Guisen, auch in dem dortigen Bethause unter den Protestanten ein solches Blutbad an, daß 60 derselben getödtet und 200 verwundet wurden. Der Herzog selbst drang mit entblößtem Degen in die Versammlung, machte dem

Befehlshaber des Orts die heftigsten Vorwürfe, daß er diese gestattet habe, und als dieser sich auf das Edict von St. Germain berief, schrie er: „Verwünschtes Edict!“ und die Hand an den Degen legend, fügte er hinzu: „Mit diesem will ich ein Loch drein machen!“ Als er in Paris erschien, wurde er als der ruhmvolle Vertheidiger des allerheiligsten Glaubens, als ein zweiter Maccabäus begrüßt, und seine Ankunft war das Zeichen zu den schmählichsten Verfolgungen auch hier. Und vergebens erhob Beza seine Stimme gegen diese offenbare Verletzung heiliger Zusagen; nirgends fand er Gehör.

Allerdings hatten die Protestanten auch jetzt diese Mißhandlungen nicht immer so ruhig hingenommen; sie hatten sich nicht allein gewehrt, wiewohl ohne Erfolg, sondern es war auch, ähnlich wie in Deutschland, hie und da zu Bauernaufständen gekommen. Aber erst im Jahre 1562 begann der eigentliche Krieg von Seiten der Protestanten, indem der Prinz Condé, vorzüglich unter Beihilfe der Königin Elisabeth von England, ein Heer sammelte und eine Bekanntmachung erließ, worin er sich als „Vertheidiger der protestantischen Religionsfreiheit und der rechtmäßigen königlichen Gewalt“ feierlich kund gab, woraus man wieder sieht, wie sehr hier die Sache des Evangeliums mit weltlichen Interessen vermischt und getrübt war. Es kann eben deßhalb hier nicht unsere Aufgabe sein, den Hergang der von beiden Seiten mit unsäglicher Erbitterung geführten Kriege zu beschreiben. Wir wollen nur bemerken, daß es an rohen Gewaltthaten auf keiner Seite fehlte. Die Protestanten zerstörten

Kirchen und Klöster, tödteten Priester und Mönche. Die Katholiken aber überboten diese doch weit an Grausamkeit, indem sie selbst Kinder zerfleischten, Greise langsam zu Tode marterten, ganze Besatzungen, die sich ergaben, niederhieben; ja es kam vor, daß ein Bruder seine eigne Schwester verbrennen ließ, nachdem er ihr vorher siedenden Speck auf die Haut geträufelt hatte, und daß ein Henkersknecht fünf Evangelische lebendig schund und ihre Lebern fraß. Dabei wechselten in diesem grauenvolle Kriege schnell mörderische Schlachten und treulos gebrochene Friedensschlüsse; und zwar fielen jene meist unglücklich für die Protestanten aus, als wollte der Herr immer wieder und wieder zeigen, daß in seinem Reiche nicht Siege erfochten werden mit dem Schwerte, sondern durch die Geduld der Heiligen.

Wir sind deßhalb nicht gesonnen, diesen fleischlichen Eifer, in welchen unsere Glaubensbrüder gerathen waren, und die großen Sünden, zu welchen sie dieser verführte, zu rechtfertigen; gleichwohl erfordert es die Gerechtigkeit, die heldenmüthige Standhaftigkeit, mit welcher sie, ungeachtet des sich stets wiederholenden Mißgeschicks, der Sache ihres allerheiligsten Glaubens treu blieben; und vor allem herzerhebend ist der Blick auf ihre Führer und Häupter, welche in dieser Hingebung und Treue ihnen hohe Vorbilder waren. Der ritterliche, tapfere Prinz Condé, die Seele des Kampfes, stürzte gleich nach dem Beginn des dritten Krieges, als an den Ufern der Charante seine Brüder der Uebermacht zu erliegen drohten, schon schwer verwundet, in den dichtesten Haufen der Feinde mit dem Rufe: „Süß ist es zu sterben für Christum und das Vaterland!"

Und als der Muth seiner Kampfgenossen, welche mit seinem Tode ihre vornehmste Stütze verloren hatten, schon zu sinken begann, richtete eine Frau ihn wieder auf, die heldenmüthige Jeanne d'Albert, die Tochter jener Margaretha, welche in der frühesten Zeit schon die Zuflucht aller bedrängten Protestanten gewesen war, jetzt Wittwe des Königs Anton von Navarra, welche auch durch den Uebertritt ihres Gemahls zur katholischen Kirche sich nicht hatte vom mütterlichen Glauben abwendig machen lassen. Wie manche Frauen jener Zeit hatte sie eine wahrhaft theologische Bildung und als Schülerin Calvins wußte sie den Lehrbegriff ihrer Kirche gründlich gegen alle Einwürfe der Katholiken zu vertheidigen. Willig opferte sie alle ihre Schätze und Kleinodien, um ihre kämpfenden Glaubensgenossen zu unterstützen. Und als jetzt dieselben um ihren gefallenen großen Führer trauerten, erschien sie vor dem versammelten Heere, an der einen Hand ihren Sohn Heinrich, an der andern den jungen Prinzen Condé führend. „Hier, meine Freunde!" sagte sie, „gibt Gott euch zwei neue Führer, und zwei Waisen, die ich euch mit Vertrauen übergebe." Und neue Hoffnung kam in alle Herzen und begeistert schwur das ganze Heer Treue den Führern und Schutz den Waisen. Aber der edle Admiral Coligny, der schon lange der heiligen Sache mit bewährtem Rath und That gedient hatte, stellte sich als gemeinsamen Vater der Beiden dar, und indem er in ihrem Namen von nun an den Oberbefehl führte, zeigte er sich in aller Beziehung würdig des Vertrauens, das ihm geschenkt wurde, und nach mancherlei neuen Unfällen, durch welche Gott fortwährend die Protestanten

demüthigte, aber eben dadurch auch zu läutern suchte, gelang es ihm, im Jahre 1570 einen neuen Frieden (zu St. Germain en Lage) zu erkämpfen, in welchem den Protestanten nicht nur vollkommene Gewissensfreiheit, sondern auch der Zutritt zu allen Aemtern und Wohlthaten des Staates zugesichert wurde.

Auf beiden Seiten schien man des Krieges müde zu sein; und namentlich schien Coligny, durch so viele trübe Erfahrungen belehrt, auch die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß durch Krieg für die Sache des Evangeliums nichts Wesentliches gewonnen werde, denn er äußerte, er wolle sich lieber blutend durch die Straßen von Paris schleppen lassen, als wieder einen Bürgerkrieg beginnen. Die neue Einigkeit sollte durch eine Verbindung besiegelt werden, welche die Gewähr für einen dauernden Frieden in sich trüge. Die jüngste Schwester König Carls, Margarethe, sollte ihre Hand dem obengenannten Sohne der Königin von Navarra, Heinrich, reichen. Am meisten könnte es befremden, daß Catharina von Medicis, diese unversöhnliche Feindin der Protestanten, in eine solche Verbindung willigte, wenn wir sie nicht schon als eine Frau kennen gelernt hätten, der jedes Mittel zur Erreichung ihrer feindseligen Absichten gleich galt. Und Heinrichs Mutter durchschaute diese ränkesüchtige Frau, und bange Ahndungen erfüllten ihr mütterliches Herz beim Blick auf diese Verbindung. „Deine Braut,“ schrieb sie an ihren Sohn, „ist wohl unterrichtet und von gutem Benehmen, aber sie ist in den verruchtesten Umgebungen aufgewachsen, und eben darum wünsche ich Dich mit ihr zu

verheirathen, daß ihr euch Beide bei Zeiten aus dieser Verderbniß retten könnt; denn so groß ich mir dieselbe dachte, so fand ich sie doch noch viel ärger. Du würdest ohne besondere Gnade Gottes hier nicht durchkommen." Man könnte fragen, warum sie denn unter solchen Umständen die Heirath zugab, da in Bezug auf die Gottlosen wohl geschrieben steht: „Gehet aus von ihnen und rühret kein Unreines an" (2 Cor. 6, 17.), aber nicht: „Gehet hin zu ihnen;" überdieß die Ehe mit Andersglaubenden immer ihr Bedenkliches hat, vor allen aber ein so heiliger Bund ist, daß sie niemals als Mittel zu anderweitigen Zwecken benutzt werden soll, wie es hier doch offenbar geschah. Wir können kaum anders sagen, als daß diese sonst so erleuchtete Frau, von welcher ein Zeitgenosse sagt, sie sei fast die einzige Frau, welche die Geschichte jener schrecklichen Tage mit Ehren nenne, sich hier mehr von kluger menschlicher Berechnung, als von dem Geiste Gottes leiten ließ, und vielleicht sogar von den geheimen Einflüssen des Eigennutzes, indem sie hoffte, mittelst jener Verbindung auch ihr jetzt von den Spaniern besetztes Königreich wieder zu erlangen. Und Gott übersiehet bei seinen Feinden wohl vieles, aber er züchtiget oft die geringsten Schwächen seiner Kinder sehr hart, damit sie lernen vorsichtlich wandeln und endlich selig werden.

So geschah es auch hier; die Hand erlahmt bei der Beschreibung der grauenvollen Ereignisse, welche sich an die Vermählung des Sohnes der Königin von Navarra mit der Tochter der Catharina von Medicis knüpften, und welche unter dem Namen der Bluthochzeit ein so schreckliches An-

denken in den Jahrbüchern der Geschichte zurückgelassen haben. Das Unglück begann damit, daß Jeanne d'Albert mitten unter den Zubereitungen zur Hochzeitsfeier starb. Wahrscheinlich fiel sie als das erste Opfer des unversöhnlichen Hasses der Gegner, durch Gift getödtet. Indessen erschienen doch die Bourbonschen Prinzen mit zahlreichem Gefolge, unter dem sich viele der ausgezeichnetsten protestantischen Edelleute befanden, zur Vermählungsfeier in Paris. Auch Coligny, obgleich vielfältig gewarnt, traf ein. Schon seit längerer Zeit war dieser von dem Könige Carl mit Gunstbezeugungen überhäuft. Und wirklich schien dieser sonst in allen Künsten der Verstellung von seiner Mutter erzogene Herrscher eine wahre Zuneigung zu ihm gewonnen zu haben, seit er ihn darauf aufmerksam gemacht hatte, daß es Zeit sei, endlich selbst die Zügel der Regierung zu ergreifen, welche bisher die herrschsüchtige Mutter ihm zu entwinden gewußt hatte. Aber auch Coligny sollte erfahren, wie gefährlich die Freundschaft der Gottlosen sei. Die Königin konnte ihm nicht vergeben, daß er ihren Sohn an seine Selbstständigkeit erinnert hatte. Am 22. August 1573 kam der Admiral vom Louvre, und eine Kugel, welche aus einem Hause, vor dem er vorüberging, abgeschossen war, verwundete ihn an der Hand und am Arme. Es waren Meuchelmörder, welche Catharina gedungen. Bestürzt eilten die Bourbonschen Prinzen zum Könige. Dieser schwur, daß ihn das Vorgefallene mehr, als sie selbst, schmerze. Gleiche Versicherungen that er dem Admiral. Alle wurden beruhigt; sie blieben, obgleich von vielen Seiten zu schneller Flucht gemahnt. Unterdessen reiften die

Mordpläne der Königin und der mit ihr verbundenen Guisen. Mitten unter den Festlichkeiten der am 18. August vollzogenen Hochzeit ward ein Blutrath gehalten, in welchem jene das Gemüth des schwachen, mißtrauischen, zu düsterm Menschen- und Ketzerhaß erzogenen und früh schon zur Grausamkeit geneigten Königs mit gräßlichen Bildern von den geheimen Plänen der Hugenotten zu erfüllen wußten, so daß er, schnell umgewandelt, mit einem Fluche betheuerte, er wolle nicht nur den Tod des Admirals, sondern aller Ketzer in Frankreich, so daß auch nicht einer übrig bleiben solle, der ihm darüber Vorwürfe machen könne. Die Nacht des 24. August sollte diese fürchterliche Drohung in Vollzug bringen, und mit solcher Vorsicht wurden die nöthigen Vorkehrungen getroffen, daß auch nicht einer der Protestanten eine Ahndung von dem ihnen allen nahenden Verderben hatte.

Auch in dem verstocktesten Bösewichte behält indeß das Gewissen noch eine Macht. Gefoltert durch eine geheime Angst, maß Carl in der verhängnißvollen Nacht mit großen Schritten das Zimmer, düstern Blicks auf die düstern Straßen durchs Fenster hinausschauend und in schrecklicher Spannung das verabredete Zeichen erwartend. Wie ein böser Geist stand seine Mutter neben ihm, den sinkenden Muth stets von neuem ihm aufstachelnd. Endlich fiel ein Schuß, dann folgte eine entsetzliche Stille; schon wünschte Carl den Mordbefehl zurück, und er sandte einen Boten an den Herzog von Guise, wenigstens Coligny's zu schonen. Aber es war zu spät. Kaum war der Schuß gehört worden, so hatte der Herzog mit 300 Geharnischten schon das

Haus des Admirals besetzt. Coligny lag an der früher empfangenen Wunde noch krank darnieder, und las, wie ein frommer Christ in solchen Lagen am liebsten zu thun pflegt, in seiner Bibel. „Woher dieser Lärm?" fragt er, durch das Geräusch draußen aus seinen frommen und ihm gerade jetzt mehr, als er selbst ahnen mochte, nothwendigen Betrachtungen aufgeschreckt. „Mein Herr! Gott ist es, der euch abfordert!" ruft einer der Diener, der eben eintritt. „Ich verstehe dich," antwortet der Admiral, „Freunde flieht! Längst habe ich auf den Tod mich bereitet. Ich befehle mich Gottes Barmherzigkeit!" Der Kranke erhebt sich, und mit dem Rücken an die Wand gelehnt, erwartet er betend, was Gott über ihn verfügen wird. „Im Namen des Königs!" tönt's draußen, und gleich darauf wird Waffengeklirr und das Röcheln von Sterbenden gehört. Die Wache des Admirals war niedergestoßen. Und ein Deutscher, mit Namen Beme, stürzt in des Letztern Schlafgemach: „Bist du Coligny?" brüllt er Wuth entbrannt. „Ich bin es!" antwortet der noch betende Held mit fester Stimme, aber wehmüthig setzt er hinzu: „Jüngling! du solltest Achtung haben vor meinen grauen Haaren. Aber thu mit mir, wie du willst." Und dieser stieß ihm den Degen in den Leib, zog ihn rauchend wieder heraus, hieb ihm ins Gesicht, in den Hals, in die Brust, so lange bis der Unglückliche kein Zeichen des Lebens mehr von sich gab und rief dann zum Fenster hinaus: „Es ist geschehen!" Die unten Harrenden wollten's nicht glauben; man warf ihnen den Leichnam auf die Straße herab; und nachdem diese das Blut aus dem zerfetzten

Gesichte gewischt und sich überzeugt, daß der rechte getroffen sei, gaben sie den Körper dem Pöbel Preis, der in den unmenschlichsten Mißhandlungen seine grausame Lust an ihm sättigte.

Wenn unter den Dingen, welche aus dem menschlichen Herzen kommen, der Herr selbst auch den Mord nennt (Matth. 15, 19.), und man eben deßhalb oft von einem natürlichen Blutdurste des Menschen geredet hat, so sehen wir in den Auftritten, welche der Ermordung Colignys nun folgen, eine traurige, obwohl nur zu gewisse Bestätigung dieser Wahrheit. Die Sturmglocken hatten die ganze Bevölkerung von Paris aus ihrem Schlafe aufgeschreckt; die Hugenotten stürzten aus ihren Häusern hervor, aber schon standen die Verschwornen, welche an den weißen Binden um den Arm kenntlich waren, überall zu ihrer Erwürgung bereit, und damit keiner ihnen entgehe, waren die Straßen mit Ketten gesperrt. Ja man drang sogar in die Häuser, und riß die unglücklichen Schlachtopfer aus den Kammern und den Kellern, in denen sie sich verborgen hatten, hervor, und folgte ihnen auf die Böden und Dächer, wohin sie sich in Todesangst flüchteten. Keines Standes, keines Geschlechts, keines Alters ward geschont. Sogar Kinder erwürgten ihre Gespielen, die Hugenottenkinder; Barmherzigkeit gegen die Ketzer galt selbst für Ketzerei. Und jede Art von Feindschaft fand bei dem allgemeinen Morden eine willkommene Gelegenheit, blutige Rache an dem Widersacher zu nehmen; Schuldner erwürgten ihre Gläubiger, selbst Gelehrte, die in wissenschaftlicher Fehde mit einander gestanden, dangen Meuchelmörder, um ihre Gegner aus dem Wege zu

schaffen; und zur Mordlust gesellte sich die Raublust und die gräßlichste Wollust, und es war keine Begierde, die der Blutdurst nicht entfesselte. Mit bluttriefenden Händen stürmte der fürchterliche Tavannes, der Anführer der Mörder, durch die tobende Menge und mit grausem Scherze munterte er die von der Blutarbeit schon Ermüdeten zu neuer Gewaltthat auf, indem er schrie: „Laßt Ader! Laßt Ader! die Aerzte sagen, das Aderlässen sei im August so heilsam, als im Mai!" Und der König selbst, nun fortgerissen von der allgemeinen Mordbegier, rief laut: „Tödtet, tödtet!" und er soll unter die Fliehenden sogar geschossen haben. Und mitten unter dem wilden Gebrülle der Mörder, dem Röcheln der Sterbenden, dem Angstgeschrei der Verfolgten erschollen heilige Litaneien zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau! Und so groß war die Verblendung des fleischlichen Glaubenseifers, daß ein Goldschmied, der sich öffentlich rühmte, mehr als 500 Hugenotten erschlagen zu haben, und sich deßwegen schon einen halben Heiligen dünkte, um es nun ganz zu werden, die Kutte des Einsiedlers nahm, unter der er sein Mordhandwerk fortübte. Der vorhin genannte schreckliche Tavannes berief sich noch in der Todesstunde auf seine Abschlachtungen in der Bartholomäusnacht als auf ein Verdienst, das ihm in den Himmel helfe. Und als man auf dem Gottesacker der unschuldigen Kindlein in dieser späten Jahreszeit noch einen Weißdorn blühen sah, betrachtete man das als ein Wunder und Zeichen des göttlichen Wohlgefallens, welches andeute, daß die reine heilige Kirche neue Blüthen treiben solle, und der König mit seinem ganzen Hofe

wallfahrtete dahin, und die Zweige des Strauchs wurden als Ehrenzeichen denen gegeben, die am meisten gemordet hatten. Uebrigens dauerte das Blutvergießen drei Tage lang in Paris, und als man seine Wuth an Lebenden nicht mehr auslassen konnte, rasete man gegen die Leichname, und selbst die königliche Familie, Catharina vor allen, munterte dazu auf, indem sie die Straßen durchzog, welche mit denselben bedeckt waren, und in teuflischer Schadenfreude die schamlosesten Bemerkungen sich erlaubte.

Von der Hauptstadt wälzte sich der Mord durch die Provinzen, denn ein königlicher Befehl hatte ihn auch hier angeordnet. In Strömen floß das Blut der Hugenotten in ganz Frankreich, aber es soll nicht unerwähnt bleiben, wie mitten unter den fürchterlichsten Ausbrüchen des wüthendsten Glaubenshasses auch schöne Regungen eines milderen christlichen Sinnes vorkamen. Als der Blutbefehl in Dieppe ankam, redete der dortige Gouverneur die Bürgerversammlung so an: „Die königliche Verordnung kann nur den Calvinisten gelten, die sich durch Aufruhr strafbar machen. Gott sei Dank, wir haben deren keine unter uns. Wir lesen im Evangelium, daß die Liebe Gottes und des Nächsten das vornehmste Gebot sei für den Christen. Laßt uns diese schöne Lehre wohl zu Herzen nehmen, die uns von Jesus Christus selbst gegeben ist. Kinder eines Gottes, laßt uns als Brüder leben und an einander die Barmherzigkeit des Samariters üben. Das sind meine Gefühle; ich hoffe, daß ihr sie theilt, und diesen zufolge kann ich nicht finden, daß einer unter uns sei, der das Leben verwirkt habe.“ Sogar ein Scharfrichter wies den

Befehl, die gefangenen Hugenotten zu würgen, mit der Erklärung zurück, seine Hände seien nur gewohnt, im Dienste der Gerechtigkeit zu arbeiten. Aber freilich stehen solche Beispiele nur vereinzelt in dieser Blutgeschichte da, und es waren nicht weniger, als 40 — 50000 Hugenotten, welche als Opfer des Glaubenshasses fielen.

Der Eindruck, welchen die Nachricht von diesen Gräueln in Europa machte, war sehr verschieden. König Philipp II. von Spanien, der von vielen sogar als Anstifter derselben genannt wird, triumphirte und der Papst ordnete Dankfeste zur Verherrlichung dieses blutigen Sieges der vermeintlichen Rechtgläubigkeit an. Aber Carls eigener Schwiegervater, der deutsche Kaiser Maximilian, obwohl selbst Katholik, nannte die Bluthochzeit einen unauslöschlichen Flecken in der Regierung seines Eidams; die Königin Elisabeth von England legte Trauer an mit ihrem ganzen Hofe, und empfing den französischen Gesandten, als er ihr die Botschaft von dem schrecklichen Ereignisse brachte, in einem schwarz ausgeschlagenen Saale und mit vorwurfsvollem Blicke.

Und welche Früchte ernteten Carl und seine verbrecherischen Rathgeber zuletzt von ihrer blutigen Saat? War es ihnen gelungen, wie sie beabsichtigten, den evangelischen Glauben aus Frankreich zu vertilgen? Es ist wahr, viele Tausende der alten Bekenner desselben waren nicht mehr; aber eben so viele Tausende neuer Bekenner standen wieder auf, denn die Gräuel, mit welchen sich die alte Kirche in diesen letzten Tagen befleckt hatte, öffnete immer mehren die Augen über sie, und sie wollten nicht

länger Kinder einer so blutdürstigen Mutter sein. Und diese vereinigten sich mit den noch übrig gebliebenen Protestanten, welche das Uebermaß grausamer Verfolgung zur Verzweiflung gebracht hatte. Zusammen begannen sie einen Kampf, den wir freilich lieber allein mit den Waffen des Glaubens und der Geduld geführt sähen, der aber, wenngleich immer noch mit Gewalt ausgefochten, doch durch die unsägliche Trübsal, welche unsere Brüder darin litten, und die heldenmüthige Standhaftigkeit, die sie darin zeigten, unsere ganze Bewunderung erregt. Sie warfen sich, so viele ihrer konnten, in die ihnen noch nicht genommenen festen Plätze, welche sogleich von den Gegnern eingeschlossen wurden. Hier wiederholten sich Auftritte, wie man sie nur in den Tagen der Belagerung Jerusalems gesehen hatte. Glücklich, wer noch Wurzeln und Gras zu seiner Nahrung auffinden konnte; aber man verschlang auch Papier, Pergament, Riemen, und ein armer Winzer aß mit seiner Frau von dem Leichnam ihres vor Hunger gestorbenen Kindes, wofür sie freilich von der Obrigkeit zum Tode verdammt wurden. Es geschah dieß in Sancerre und die Einschließung dieser Stadt soll den Belagerern an 40000 Mann gekostet haben. Da wurden diese endlich des langen Blutvergießens müde; ein neuer Friede wurde geschlossen, allen Protestanten Gewissensfreiheit und einigen Städten sogar öffentliche Ausübung des Gottesdienstes und eine freie bürgerliche Verfassung zugestanden.

Für seine Sache hatte Carl also geradezu gar nichts durch alle seine grauenvollen Gewaltthaten gewonnen — und welches Ende wartete seiner

selbst? Der fromme L'Hopital, schon seit langer Zeit aus dem Rathe des Königs entfernt, in den seine versöhnende Stimme nicht mehr paßte, hatte doch in unwandelbarer Treue aus seiner stillen Zurückgezogenheit noch kurz vor seinem Ende an die Milde und Sanftmuth ihn gemahnt, die er als Christ und König zu üben schuldig sei; der Schmerz über die Gräuel der Bartholomäusnacht hatte dann sein Herz gebrochen, und obwohl bis an sein Ende Katholik, war er doch in dem Frieden entschlafen, den er sein ganzes Leben über gepredigt hatte. Und Carl, der die Stimme dieses rechtschaffenen Christen beharrlich verachtet hatte, starb nun auch, erst 24 Jahr alt (1574). Aber überall verfolgten ihn während seiner letzten Krankheit die Bilder der Erschlagenen; vergebens stellte ihm seine Amme, die in den letzten Tagen um ihn war, die Barmherzigkeit Gottes vor, die, wie sie sagte, „mit dem Mantel der Gerechtigkeit seine Sünden bedecken werde, wenn er sie bereute;" er hatte nur verzweiflungsvolle Thränen, mit denen er das Tuch voll weinte, was jene ihm darbot. In jeder Hinsicht bewährte sich auch an ihm die alte Erfahrung, daß die Sünde wohl erst Gutes verheißt dem Menschen, der sie übt, aber am Ende doch nur ist der Leute Verderben.

§. 3. Das Edict von Nantes.

Carl, der wüthende Feind der Hugenotten, war todt, Friede den Letztern bewilligt. Aber wie viel sollten sie noch kämpfen und dulden, ehe dieser ihnen genügende Sicherheit gewährte! Carls Bruder, Heinrich III., bestieg den französischen Thron.

Gleich Carl von seiner Mutter, der Catharina, in allen Lastern erzogen, und noch mehr, wie er, der Wollust ergeben, trotzig und verzagt zugleich, ein Spielball seiner Launen, seiner Günstlinge und der Partheien, bestätigte er erst den Hugenotten die theuer errungene Gewissensfreiheit; dann fiel er, besonders durch den Betrieb seiner Mutter, der heiligen Ligue anheim, einem furchtbaren Bunde der Hugenottenfeinde, der zur Ausrottung aller Ketzer, nicht minder aber insgeheim sich dazu verschworen hatte, die Guisen zur Herrschaft zu bringen. Da Heinrich die ihm drohende Gefahr erkannte, wandte er den Dolch gegen die Guisen, und der Mörder Colignys empfing jetzt den Lohn seiner Thaten. Denn wenn Gott auch säumet mit seinen Gerichten, weiß er die Schuldigen zuletzt doch zu finden. Wahrhaft grauenvoll schäumte nun aber die Wuth der katholischen Bevölkerung, welche in den Guisen stets die Stütze ihres Glaubens verehrt hatte, gegen ihn auf, und die Priester voran. Einer aus ihrer Zahl, Namens Lincestre, trat einst vor seine Gemeinde: „Soll ich heute das tägliche Evangelium euch verkünden? Ich denke nicht, jeder kennt es. Aber was nicht jeder genug kennt, das ist die schlechte Aufführung Heinrichs von Valois, dieses neuen Herodes.“ Und er warf sogar die Frage auf, ob es erlaubt sei, den König zu ermorden; und sprach: „Was mich betrifft, so bin ich jeden Augenblick bereit dazu, die Tage ausgenommen, wo ich den Leib des Herrn weihe.“ Und solche Predigten verfehlten um so weniger ihre Wirkung, als Heinrich sich bereits offen für die Protestanten erklärt hatte. Bald fand sich in der Person des Dominicanermönches Jacob

Clement ein Mörder, der in dem Wahne, von Gott selbst zu dieser That auserſehen zu sein, einen vergifteten Dolch in des Königs Herz stieß (1589). Und was das Schrecklichste ist, als ein Heiliger ward dieser Königsmörder von dem verblendeten Volke hinfort verehrt und der Papst selbst stellte ihn einer Judith, den Makkabäern gleich. Zu solchen Verirrungen führt der Glaube, wenn er, den Herrn und sein klares Wort verlassend, ein Spielball der Leidenschaften, sonderlich der Herrschsucht geworden ist.

Der Tod Heinrichs III. schien übrigens den Hugenotten eine bessere Zukunft zu verheißen. Die nächsten Ansprüche auf den Thron hatte Heinrich von Navarra, der viel versprechende Sohn der frommen Jeanne d'Albert. Er hatte seit dem Tode seiner Mutter viel erfahren. Während der Bluthochzeit in Paris ward er mit dem jungen Prinzen Condé vor den König gefordert, und Beiden nur die Wahl gelassen zwischen dem Uebertritt zur katholischen Kirche und dem Tode. Die Angst des Augenblicks bestimmte Heinrich zu dem erstern. Er befand sich seitdem in einer Art von Gefangenschaft beim königlichen Hofe, und man versuchte alle Künste der Verführung, sein Herz seinem Glauben und der Tugend zu entfremden. Aber zu tief wurzelten die Ermahnungen der unvergeßlichen Mutter in ihm, als daß dieser scheußliche Plan ganz hätte gelingen sollen. Heinrich entfloh und stand bald wieder an der Spitze seiner Glaubensgenossen. Er war es, der den entscheidenden Sieg bei Coutras 1587 über die Ligue erfocht. Und es war ein doppelter Sieg, den er hier davon trug. Die frühern

wollüstigen Umgebungen waren nicht ganz ohne Einfluß auf ihn geblieben, und er hatte sich im protestantischen Lager einige Ausschweifungen erlaubt. Das Heer kniete, nach alter schöner Sitte, vor dem Beginn der Schlacht nieder, um den Beistand des Gottes der Heerschaaren anzurufen. Heinrich war im Begriff, dieß mit zu thun, als einer der evangelischen Prediger ihm mit hohem Ernste entgegen trat und ihm gebot, im Angesichte des Heeres Buße zu thun, ehe er das heilige Werk angreife. Fürwahr, ein schönes Zeugniß von dem Geiste der Zucht, welcher sich unter den Stürmen jener Zeit noch unter den Protestanten aufrecht erhalten hatte, und ein eben so schönes Zeugniß für Heinrich's Herz, daß er den Höflingen, die der kühnen Zumuthung spotten wollten, sagte: „Man kann sich nie genug vor Gott demüthigen, nie genug aber den Menschen die Stirne bieten!" Und auch das war schön, daß Heinrich, nachdem er sich selbst so besiegt, auch des dann folgenden äußern Sieges sich nicht überhob und beim Anblick der erschlagenen Feinde sprach: „Das ist ein Anblick der Thränen auch für die Sieger." Heinrich III., mit welchem das Haus Valois erlosch, hatte noch in der Todesstunde unsern Heinrich als rechtmäßigen Nachfolger anerkannt. Dessen ungeachtet machte die Ligue wahrhaft furchtbare Anstrengungen, dem vermeintlichen Ketzer den Thron zu verwehren. Heinrich stand mit seinem Heere vor Paris. Die Hungersnoth war schon so hoch gestiegen, daß selbst die Gebeine der Todten zu Knochenmehl verarbeitet wurden; und doch wurde mit dem Henkertode der bedroht, der von Uebergabe zu sprechen wagte. Heinrich

jammerte seines Volkes, und er hob die Belagerung auf. Drei Jahre namenloser Verwirrung des blutigsten Krieges waren verflossen, und noch immer keine Aussicht zum Frieden. Da entschloß sich Heinrich zu einem Schritte, der die verschiedensten Beurtheilungen gefunden hat. Die Ligue, auch endlich des Blutvergießens müde, zeigte sich bereit, Heinrich als König anzuerkennen, wenn er zur katholischen Kirche überträte. Heinrich zur Seite stand ein Mann, der es werth ist, daß die Geschichte ihm ein Denkmal setzt. Es war Philipp Mornay, dem Könige, wie dieser selbst zu sagen pflegte, so unentbehrlich, wie sein Gewand. Aber kein feiler Königsdiener, seinem Heilande ergeben mit Leib und Seele, dabei auch voll tiefer evangelischer Erkenntniß, die er, obgleich Krieger, selbst in gelehrten Schriften, die er seinem Könige weihete, niedergelegt hat, und vor Allem voll heiligen Muthes sonder Menschenfurcht. Er war es, der vor der Schlacht von Coutras mit jenem Geistlichen Buße von Heinrich forderte; und als der König bei der Belagerung von Paris nach einem mißlungenen Angriff ganz niedergeschlagen ihn fragte, ob denn Gott ihn ganz verlassen habe, erwiederte er: „Laßt uns eher darüber nachdenken, ob wir ihn nicht verlassen haben. Welch ärgerliches zügelloses Leben haben wir während der Belagerung geführt!" Und nicht vergebens war die ernste Erinnerung an dem Könige, der eines solchen Freundes sich auch hier wieder werth zeigte; bereitwillig knieete er mit ihm nieder und Beide sprachen mit einander die Worte des neunzigsten Psalms: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht

zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe.“ Dieser rechtschaffene Christ war es nun auch, welcher Heinrich allen Ernstes abmahnte, seinen Glauben durch den von der Ligue geforderten Uebertritt zu verleugnen, denn er hielt es für nicht gerathen, sei es, um welchen Preis es wolle, etwas wider das Gewissen zu thun. Und als die Hofleute ihm die empfindlichsten Vorwürfe darüber machten, antwortete er: „Ihr wollt, daß ich dem Könige rathe, in die Messe zu gehen. Mit welchem Gewissen könnte ich das thun, wenn ich nicht der erste bin, der auch hingeht, und was für eine Religion wäre dieß, die man wie ein Hemd an- und ausziehen könnte!“ Und als man dann zu Bestechungen seine Zuflucht nahm und ihm 20000 Thaler jährlicher Einkünfte bot, wenn er dem Könige riethe, katholisch zu werden, sprach er: „Mein Gewissen ist mir so wenig feil, wie das meines Königs.“ Dieser treue Knecht überlebte seinen König; wie er jetzt um keinen Preis seinen Glauben verleugnen wollte, so weigerte er sich unter Heinrichs Nachfolger eben so standhaft, für denselben mit den Waffen in der Hand in die Schranken zu treten, und bei seinem 1623 erfolgten Tode bezeugte man, es könne ihm kein anderer Vorwurf gemacht werden, als daß er Protestant gewesen sei.

Heinrich, wie trefflich er auch sonst sein mochte, war doch nicht stark genug, den Einflüsterungen derer zu widerstehen, welche es ihm begreiflich zu machen suchten, daß er dem Wohle des Vaterlandes seinen Glauben zum Opfer zu bringen schuldig sei, und sonderlich sein Gewissen mit der Bemerkung beschwichtigten, daß man in der katholischen

Kirche eben so gut selig werden könne, als in der protestantischen. Er selbst soll gesagt haben, Frankreich sei wohl einer Messe werth, und wenn wir dieser Aeußerung auch das Wort entgegensetzen müssen: „Was hülfe es dem Menschen, daß er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele!" so erfordert es doch die christliche Liebe, daß wir in Betracht der höchst schwierigen Verhältnisse, in welche Heinrich sich versetzt sah, den Uebertritt desselben mit derjenigen Milde beurtheilen, welche wir jedem irrenden schwachen Mitbruder schuldig sind. Es war am 25. Juli 1593, wo Heinrich in der Abtei St. Denis im Angesichte einer großen Volksmenge von dem Erzbischofe von Bourges feierlich in den Schooß der katholischen Kirche wieder aufgenommen wurde; und einige Zeit darauf ward er mit gleicher Feierlichkeit auch in der Peterskirche von Rom durch den Papst von dem noch auf ihm lastenden Banne freigesprochen und für den allerchristlichsten König (welchen Titel die französischen Könige zu führen pflegten) erklärt. Die erbittertsten seiner Feinde waren auch jetzt noch nicht zufrieden; ein Jesuit machte einen Mordversuch gegen ihn, aber das Volk war nunmehr so begeistert für seinen König, daß es in Wuth nicht allein über den Mörder, sondern auch über alle Jesuiten herfiel und zu lauten Dankgebeten für die Erhaltung des königlichen Lebens in den Kirchen sich vereinigte. Wie verdient sich dieser große König um das äußere Wohl Frankreichs machte, gehört nicht in unsere Darstellung, wohl aber müssen wir erwähnen, daß er seiner vormaligen Glaubensgenossen nicht vergaß.

Nach vielen sorgsamen Berathungen erließ er 1598 das berühmte Edict von Nantes, durch welches den Protestanten freie Religionsübung in allen Städten, wo sie dieselbe früher gehabt hatten, aufs neue gestattet, gleiche bürgerliche Rechte mit den Katholiken, so wie der Zutritt zu den höchsten Staatsämtern zugesichert, und jede Gewaltthat gegen sie verboten wurde; ja ihren Lehrern wurden Zuschüsse zu ihren Besoldungen und freie Zusammenkünfte verwilligt. Obwohl in der erstgenannten Bestimmung allerdings nun immer noch einige Beschränkungen für die Protestanten lagen, so hatte Gott ihnen als Lohn ihres langen, obwohl in mancherlei Schwachheit geführten Kampfes nun doch so viel gegeben, wie sie unter den damaligen Umständen nur irgend erwarten konnten, und Heinrich war Zeit seines Lebens eifrig darauf bedacht, diese Wohlthat ihnen unverkürzt zu erhalten. Es war dieß nicht leicht; denn nach Erscheinung des Edictes ließen sich unter den eifrigen Katholiken viele unzufriedene Stimmen vernehmen; vor allen eiferten dagegen die Geistlichen und die Anhänger der aufgelöseten Ligue. Aber Heinrich sprach: „Als König bin ich zugleich der Hirte meines Volkes, und will nicht das Blut meiner Schafe vergießen; ich will sie vielmehr mit Sanftmuth sammeln.“ Ja er fiel zuletzt sogar als Opfer seiner Treue gegen seine vormaligen Glaubensgenossen. Als der König am 13. Mai 1610 ausgefahren war, und der Wagen in einer engen Straße mit einigen andern Wagen ins Gedränge gekommen war, schlich ein Mensch von widrigem Aussehn, Ravaillac mit Namen, herzu und stieß dem Könige ein zweischneidiges Messer in den Leib.

„Ich bin verwundet!“ ruft der Getroffene, aber in demselben Augenblick gibt der Mörder ihm einen zweiten Stich, der ihm ins Herz drang. Da Ravaillac ein Mönch war, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß er von jener Parthei erkauft war, welche die Begünstigung der Protestanten dem Könige nicht verzeihen konnte. Ist Heinrich daher auch einer Schwachheit durch seinen Uebertritt zum katholischen Glauben schuldig geworden, so hat Gott seine Treue gegen seine vormaligen Glaubensgenossen doch dadurch geehrt, daß er für sie hat sterben dürfen.

§. 4. Die Dragonaden.

Das Edict von Nantes fing an auf die Protestanten den günstigsten Einfluß zu üben. Sie besaßen zur Zeit desselben 760 Kirchen, die kleinern Gemeinden nicht mitgerechnet, welche keine eignen gottesdienstlichen Gebäude hatten, sondern mit den größern zusammenhielten. Auch hatten sie mehre Bildungsanstalten für ihre Prediger, und wie diese mit großer Treue das Wort Gottes verkündigten, und mit großer Strenge die Kirchenzucht übten, so erbauete sich die Gemeinde immer fester auf dem Grunde ihres allerheiligsten Glaubens. Und was bisher noch diesen Glauben getrübt hatte, die Vermengung desselben mit weltlichen Händeln, das wurde nun auch durch die Dazwischenkunft besonderer Ereignisse beseitigt. Nach Heinrichs IV. Tode übte unter der Regierung seines Sohnes Ludwig XIII. der staatskluge Kardinal Richelieu einen mächtigen Einfluß, und während er die Protestanten in Deutsch-

land, weil es so seine anderweitigen Interessen erforderten, unterstützte, suchte er in Frankreich ihre äußere Macht gänzlich zu brechen. Die festen Plätze, welche die Protestanten noch inne hatten, namentlich Rochelle, wurden nach einer furchtbaren Belagerung geschleift, und durch das 1629 gegebene sogenannte Gnadenedict von Nismes wurde den Protestanten zwar der Genuß ihrer kirchlichen Rechte aufs neue verbürgt, aber ihre weltliche Macht auf immer vernichtet. In eben dem Maße, als sie nun hierdurch allen weltlichen Händeln und Umtrieben entzogen waren, erstarkten sie inwendig, und richteten allen Fleiß darauf, daß sie ihren Glauben durch gute Werke ziereten; und ihre Feinde selbst mußten ihnen das Zeugniß geben, daß sie die fleißigsten, ehrbarsten und treusten Bürger waren. Oft geriethen sie in Versuchung, mit den Waffen in der Hand die ihnen genommene weltliche Macht wieder zu erringen, aber selbst wo sich unter den Bedrängnissen, in welche das Reich nach dem Tode Ludwig XIII. gerieth, die beste Gelegenheit dazu zeigte, ließen sie sich durch nichts zur Empörung verleiten; wie eine feste Mauer standen die Hugenotten um den jungen König Ludwig XIV.

Aber welch einen Lohn ernteten sie für diese Treue! Nun es ist auch ein Lohn, wenn Gott den Glauben der Seinigen durch immer neue Trübsal vollbereitet, stärket, kräftiget und gründet. Diesen Schmerzenslohn empfingen unsere Glaubensbrüder freilich nun im reichsten Maße. Ludwig XIV. (1643—1715) war ein geistreicher, feingebildeter, aber dabei ehrgeiziger, prachtliebender und wollüstiger Mann. Das Uebergewicht seines Geistes gab ihm

eine große Herrschaft über sein Zeitalter, welches als das der Aufklärung, der Bildung, der feinen Sitten gepriesen wird, in welchem Kunst und Wissenschaft ihre ersten Blüthen entfalteten. Aber hier wurde gerade der schlagendste Beweis geliefert, wie die bloße Verstandesbildung nichts weder zur Förderung des wahren Glaubens, noch auch zur wahren Besserung des Menschen beiträgt. Das Herz mit seinen verderbten Neigungen und Lüsten ist mächtiger, als der Verstand mit seinen vermeintlich hellen Erkenntnissen, und diese müssen bald in den Dienst jener treten. So war es bei Ludwig. Dieser königliche Sünder war weder entschlossen genug, seinen schändlichen Lüsten abzusagen, noch verstockt genug, um die Vorwürfe seines Gewissens zu verachten; am leichtesten glaubte er diese beschwichtigen zu können, wenn er den Rath seiner Beichtväter befolgte, welche ihm die Zurückführung der Ketzer in den Schooß der allein seligmachenden Kirche als das verdienstlichste Werk, welches den höchsten Gnadenlohn zu erwarten habe, vorstellten. Er fing nun damit an, daß er den dritten Theil seiner Sparkasse für die Bekehrung der Hugenotten aussetzte. In Folge dessen wurden die ansehnlichsten Summen denen geboten, welche freiwillig zur katholischen Kirche übertreten wollten. Und eine einfache mündliche Erklärung vor zwei oder drei Zeugen, ohne allen weitern Unterricht, reichte hin, um als Katholik angesehen zu werden. Die Kinder wurden durch Naschwerk, das man ihnen bot, verlockt, und man erklärte sie schon im siebenten Jahre für reif und mündig, eine unwiderrufliche Erklärung in Hinsicht auf den Religionswechsel zu geben. Bald aber fand

sich, daß die meisten von denen, welche auf solche Weise zum Uebertritte beredet waren, voll Reue wieder zurücktraten; und es wurde nun ein Gesetz gegeben, welches die Landesverweisung aussprach über alle, welche, einmal katholisch geworden, sich wieder zur evangelischen Lehre wandten. Und jetzt ging es Schritt vor Schritt weiter auf der Bahn der Gewalt, besonders seitdem der Kanzler le Tellier und dessen Sohn Louvois das Uebergewicht im Rathe des Königs erhalten hatten. Ganz gegen das Edict von Nantes wurden die Protestanten von allen Staatsämtern ausgeschlossen, ja es wurde ihnen jedes ordentliche Gewerbe untersagt; es durfte kein Protestant mehr Arzt oder Apotheker, Buchdrucker oder Goldschmied u. s. w. werden. Als dieß noch nicht genug fruchtete, rieth der grausame Louvois dem Könige im Jahre 1681 ein Regiment Dragoner in eine größtentheils protestantische Stadt zu schicken, und sie in den Häusern der Hugenotten einzuquartieren. Wer sich bekehrte, sollte sogleich von der Einquartierung frei sein. Dieß ist der Anfang der sogenannten Dragonaden, oder der gestiefelten Mission, wovon selbst die katholische Christine, gewesene Königin von Schweden, sagte: „Geharnischte Kriegsknechte sind gar seltsame Apostel; sie sind geschickter, zu stehlen und zu morden, als zu bekehren. Weil sich der Heiland solcher Mittel nicht bedient hat, so können sie wohl nicht die besten sein.“ Aber dem verblendeten König Ludwig schienen sie doch die besten zu sein, besonders als ihm seine Rathgeber und Priester eine Liste vorlegten, nach der schon 37000 Hugenotten auf diese Weise bekehrt worden wären, und die gewisse Hoff-

nung machten, daß in wenigen Jahren die Einheit des katholischen Glaubens im ganzen Reiche hergestellt sein würde. Immer häufiger wandte man die Dragoner an; ganze Gemeinden sammt ihren Predigern wurden von ihnen in die katholischen Messen getrieben; man jagte die zur frommen Andacht Versammelten aus einander, man verbrannte ihre Bibeln, man zerstörte ihre Kirchen. Viele unterlagen solchen Gewaltthätigkeiten, aber andere verharreten muthig bei ihrem Glauben, und man sah diese Treuen, und unter ihnen hochbetagte Greise und schwache Frauen oft 50 bis 60 Stunden weit über die stürmische See dahin ziehen, um eine evangelische Predigt zu hören, ein Kind taufen zu lassen, und das heilige Sacrament zu genießen nach ihrem Bekenntniß. Einige, durch die empörenden Mißhandlungen aufs Aeußerste gebracht, suchten sich der Gewaltthat mit Leib und Leben zu widersetzen, so daß sie unmittelbar auf den Trümmern der niedergerissenen Kirchen neue Bethäuser zu bauen, und zu predigen begannen. Aber nun glaubte man sich erst vollends zu jedem Mittel berechtigt, die verhaßten Widersacher zu vertilgen. Alle Gräuel der Bartholomäusnacht wiederholten sich jetzt. Ein Schriftsteller sagt: „Ganz Frankreich glich jetzt einem großen Jagdreviere, worin man die eingeschüchterten Hugenotten wie das Wild auf dem Felde jagte. Schandthaten aller Art wechselten mit den blutigsten Hinrichtungen."

Dennoch bestand immer noch das Edict von Nantes, wie frech es auch verhöhnt war; Ludwig riß nun auch noch diese letzte Schranke nieder, welche der völligen Vertilgung der evangelischen Lehre

entgegen zu stehen schien. Im Jahre 1685 ward das genannte Edict gänzlich aufgehoben. Alle protestantischen Kirchen sollten niedergerissen werden, jeder öffentliche und häusliche evangelische Gottesdienst und Unterricht sollte aufhören, alle neugebornen Kinder sollten in der katholischen Kirche getauft und erzogen werden, die protestantischen Geistlichen sollten innerhalb 14 Tagen, wofern sie sich nicht bekehrten, das Land räumen oder auf die Galeeren kommen, allen andern Hugenotten ward bei derselben Strafe aber die Auswanderung untersagt. Mit lautem Jubel wurde diese schmachvolle Verordnung, welche alle Zusagen, die den Protestanten auf das feierlichste verbürgt waren, auf immer vernichtete, von den Feinden der letztern begrüßt, und der greise Kanzler Tellier, der Haupturheber derselben, sprach am Rande des Grabes: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Dein Heil gesehen!" So weit ging die Verblendung des falschen Glaubens. Mit neuer Wuth und wie nie zuvor erhob sich nun der Sturm der Verfolgung gegen die unglücklichen Hugenotten. Den Predigern war die Auswanderung erlaubt, ja geboten; dennoch verhinderte man dieselbe, man fing die Hinwegeilenden auf, und es ward ein Preis von 50 Goldstücken auf den Kopf eines Predigers gesetzt. Die andern sollten nicht fliehen, aber sie zogen die Gefahren der Flucht einer schmählichen Verleugnung ihres Herrn vor; die Reichen hüllten sich in die Lumpen eines Bettlers, Frauen in die Gewänder von Landstreichern, ganze Schaaren nahmen die Tracht von Wallfahrern an, und Kinder verpackte man in Reisekoffer, um sie so unbemerkt über

die Grenze zu senden. Wurde der Betrug entdeckt, so wurden die Armen auf die Galeere geschleppt, oder in die Klöster gesteckt, um dort durch unausgesetzte Mißhandlungen zum Uebertritt gezwungen zu werden; die Kinder sperrte man in enge Behälter und erstickte sie im Rauch, wenn sie sich nicht bekehren wollten. Die armen Kleinen waren nachgerade so in Angst gesetzt, daß sie in jedem Unbekannten das gräuliche Gespenst eines Verfolgers zu sehen wähnten, laut aufschrieen und in Zuckungen verfielen. Die Einquartierungen der Dragoner dauerten fort und diese erlaubten sich jetzt Bedrückungen, welche noch zu überbieten suchten, was gewöhnliche menschliche Grausamkeit zu erdenken pflegt. Männer und Weiber wurden mit den Haaren oder den Beinen an den Wänden oder in Kaminen aufgehängt und durch angebranntes nasses Heu geräuchert; andern raufte man die Haare aus oder ließ sie halb braten, oder tauchte sie so lange ins Wasser, bis sie versprachen, katholisch zu werden; andern schraubte man die Hände zusammen, man trat sie mit Füßen, man wetzte die Sporen an ihrem Leibe, goß ihnen heißes Wasser, Unreinigkeiten oder andere schädliche Dinge in den Mund; wieder andere plagte man mit Schlaflosigkeit, indem man sie stündlich aufrüttelte oder die Trommel unaufhörlich vor ihnen rührte. Viele starben in Folge dieser Mißhandlungen, andere tödtete man ohne Weiteres. Kein Wunder war es, daß unsere so furchtbar bedrückten Glaubensbrüder immer neue Wege zur Flucht suchten, zumal da ihnen in Frankreich durch das Gesetz jede Art von Anstellung, jedes Gewerbe, jede freie Verfügung über ihr Eigenthum, jede Aussicht auf

Verdienst und Erwerb genommen war; wollten doch selbst die Waschfrauen keine Ketzerin unter sich dulden!

So geschah es denn, daß an 50000 Familien Frankreich verließen. Und wie der Herr denen, welche um seinetwillen verließen Häuser und Aecker und Brüder und Schwestern, Vater und Mutter, verheißen hat, daß sie es hundertfältig wieder empfangen sollten in dieser Zeit schon (Marc. 10, 29. 30.); so bereitete er diesen Unglücklichen überall im Auslande eine freundliche Stätte, denn alle protestantischen Staaten wetteiferten um die Ehre, die Flüchtlinge aufzunehmen. Allen leuchtete aber mit edlem Beispiele voran der große Churfürst von Brandenburg. Nicht nur hatte er in verschiedenen Städten Deutschlands und Hollands Bevollmächtigte beauftragt, die Flüchtlinge mit namhaften Summen zu unterstützen, sondern in seinem eignen Lande wies er ihnen auch Wohnungen an, verlieh ihnen Abgabenfreiheit, sogar Vorschüsse, bestellte einen eigenen Generalintendanten, der ihre Angelegenheiten besorgen mußte, einen eignen Justizhof, der ihre Rechte, und eigne Consistorien, welche ihre Religionsgebräuche sicherten, und in Berlin allein wurden zwei Kirchen ihnen eingeräumt und einige ihrer Prediger dabei angestellt. Gott ließ aber wiederum die christliche Liebe, welche den Flüchtlingen erwiesen wurde, nicht ungesegnet; denn überall, wohin diese meist hochgebildeten und gewerbthätigen Leute kamen, hob sich die Industrie, sie übten den bedeutendsten Einfluß auf Künste und Wissenschaften, auf das ganze religiöse und sittliche Leben zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts.

§. 5. Der Camisardenkrieg und seine Folgen.

Es waren etwa noch zwei Millionen Hugenotten im Lande zurückgeblieben. Da sie sich fortwährend den gräulichsten Bedrückungen ausgesetzt sahen, hatten sie sich größten Theils in den Gebirgen des Niederlanguedoc und vorzüglich in den Cevennen, gleich einer verscheuchten Heerde, zusammen gethan. Die Verzweiflung erzeugte eine nicht mehr auf der festen Grundlage eines besonnenen Glaubens ruhende Begeisterung. Ueberall traten Erweckte auf, welche der staunenden Menge ihre Gesichte verkündigten, das Hereinbrechen der Gerichte Gottes über Frankreich und seinen König, den Untergang der Welt weissagten. Selbst Kinder von drei bis vier Jahren predigten Buße. Alle wurden mit fortgerissen; von Dorf zu Dorf, von Berg zu Berg walleten die begeisterten Schaaren; Wälder und Klüfte waren ihr Nachtlager, wilde Feldfrüchte ihre Nahrung. Trotz und Todesverachtung setzten sie ihren Nachfolgern entgegen. Diese wurden oft selbst von dem Rausche der Begeisterung ergriffen; sie warfen die Waffen von sich und redeten mit den übrigen mit neuen Zungen. An die Spitze der Verfolgten stellte sich ein gewisser la Porte aus Alais. Er war erst Schweinehändler gewesen, nannte sich Obrist der Kinder Gottes und datirte seine Briefe aus dem Feldlager Jehovahs. Er verübte mit seinen Genossen manchen Frevel an Kirchen und Kirchengeräthen, an Leib und Gut der Geistlichen. Als er gefallen war, nahm seine Stelle Cavalier ein, der Sohn eines Landmanns, der das Bäckerhandwerk gelernt, und sich in Genf einige Bildung angeeignet hatte.

Er organisirte in Verbindung mit einem gewissen Roland den Widerstand, und die sich unter seine Fahne stellten, erhielten den Namen der Camisarden entweder von den Hemden (chemise), die sie trugen oder von den unerwarteten Ueberfällen (camisade), die sie machten.

Es begann nun der sogenannte Camisardenkrieg, dessen Einzelnheiten zu erzählen nicht unsere Absicht sein kann. Es wurde erst der General von Broglie mit Dragonern und Fußsoldaten gegen die Camisarden abgeschickt; knieend und Psalmensingend erwarteten diese ihn auf einer Anhöhe, und nachdem sie ihn in die Flucht geschlagen, bezeichneten sie ihren Pfad mit Mord und Brand. Mit verstärkter Macht kam der Marschall Montrevel im Februar des Jahres 1702. Zugleich wurden von den katholischen Priestern, die mitunter selbst die verhaßten Ketzer geißeln und foltern ließen, die Gläubigen ermahnt, für die Bekehrung der Sünder zu beten. Man wartete aber den Erfolg dieser Gebete nicht ab. Als am Palmsonntage eine Schaar Hugenotten in einer Mühle in der Nähe von Nismes sich zum Gottesdienst versammelt hatte, ließ Montrevel die Mühle erst von Dragonern umstellen, dann in Brand stecken, und diejenigen, welche dem Feuer entflohen waren, niedermachen. Als sich der Krieg immer mehr in die Länge zog, faßte man den Entschluß, den ganzen Landstrich der obern Cevennen, der 466 Dörfer mit 20000 Menschen umfaßte, zur Wüste zu machen, und wirklich wurden diese Dörfer bis auf das letzte Haus zerstört. Auch erhoben sich, durch die Verheißungen des Papstes angefeuert, Schaaren von sogenannten Kreuzrittern

aus der katholischen Bevölkerung, welche zur Verfolgung der Ketzer auszogen und die furchtbarsten Grausamkeiten an ihnen verübten. Die Camisarden vergalten es ihnen aber reichlich; aus dem Hinterhalte der Weinberge von Nismes schossen sie auf die friedlichen Einwohner, welche hinausgingen, ihre Felder zu bestellen. Eine Weile sahen sich die Camisarden von ihrem Anführer Cavalier verlassen, der, unlautern Herzens, sich von den Verheißungen der Feinde hatte blenden lassen, seine Sache Preis zu geben. Als er in seinen eigensüchtigen Erwartungen sich aber getäuscht sah, kehrte er wieder zu den Seinen zurück, und suchte nun Hilfe bei auswärtigen Mächten. Er machte großes Aufsehn in Holland; und in London, wo er mit einigen Begeisterten erschien, staunte die Menge diese neuen Propheten an, und es wurden aus ihr sogleich auch etliche von dem Feuer der Begeisterung ergriffen und so verbreitete sich denn dieses Prophetenthum auch im Auslande. In Frankreich selbst versiegte aber die Quelle in eben dem Maße, als das Glück wich. Wir wollen damit nicht sagen, daß die ganze Erhebung durchaus auf einem unlautern Grunde ruhete. Es sind viele Geheimnisse im Reiche Gottes und wir kennen die verborgenen Wirkungen des Geistes, wie die Tiefen des menschlichen Herzens zu wenig, um über Erscheinungen, wie sie das Prophetenthum der Camisarden zeigt, schnell aburtheilen zu können. Und unsere ganze Bewunderung verdient die Standhaftigkeit, mit welcher viele derselben den Tod erduldeten. Als einer von ihnen, Namens Maillé, zum Tode durch das Rad verurtheilt wurde, hörte er lächelnd sein Urtheil an. Lächelnd

zog er durch die Straßen zum Richtplatze. Als ihm schon die Glieder zerbrochen waren, hatte er noch Kraft genug, die Priester zurückzuweisen, die ihn zum katholischen Glauben bekehren wollten. Noch ermuthigte er die andern, so viel er zu sprechen vermochte und starb mit heiterer Miene. Ein Anderer, Boëton, predigte noch vom Rade herab so lange, daß man ihm blos darum den Todesstoß gab, weil man mit Recht fürchtete, daß durch dieß gräßliche Schauspiel die Menge dahin aufgeregt werden könnte, daß sie Parthei für die Verfolgten zu nehmen bewogen würde. Doch ist solche Standhaftigkeit an sich noch kein Beweis von der Reinheit des Glaubens. Auch die Schwärmerei hat die größten Märtyrer erzeugt. Viele der gepriesensten Propheten unter den Camisarden machten sich grober Ausschweifungen und Fleischessünden schuldig und fast alle finden wir auf dem Wege der Gewaltthat. Das weiset doch jeden Falls darauf hin, daß bei der Mehrzahl der Glaube nicht frei von fremder Beimischung war. Manche halten die Bewegung sogar für einen gewöhnlichen Aufruhr. Darum ruhete der Segen Gottes auch nicht auf den Unternehmungen der Camisarden und der Krieg nahm ein trauriges Ende, so daß man nicht einmal durch einen Friedensschluß einige Vortheile erlangte.

So geschah es denn, daß im Jahre 1724 durch Ludwig XV. nicht allein die früheren Gesetze gegen die Hugenotten erneuert, sondern auch noch geschärft wurden. Die religiösen Zusammenkünfte der Hugenotten wurden mit doppelter Strenge untersagt; ihre neugebornen Kinder mußten sogleich

von katholischen Priestern getauft werden; Haussuchungen, Einkerkerungen, Landesverweisungen, Einquartierungen, Brandschatzungen aller Art, gewaltsame Ehescheidungen wiederholten sich täglich. Die lange Trübsal hatte den Glauben geläutert; es kamen jetzt nicht mehr die frühern Auswüchse vor. Viele treue Prediger, gewöhnlich Prediger der Wüste genannt, waren thätig, das Volk im Worte Gottes recht zu unterrichten, und mehr wie durch alles stärkten sie es oft durch einen heldenmüthigen Märtyrertod im ausdauernden Glauben. So hatte der achtzigjährige Prediger Jacob Roger dreißig Jahre hindurch den Kirchen im Dauphiné mit unermüdlicher Hirtentreue vorgestanden. Er ward ergriffen und zum Tode verurtheilt. Als er im Kerker das Urtheil vernommen hatte, pries er mit lauter Stimme den Tag, an dem er die großen Wahrheiten, die er bisher verkündigt, mit seinem Blute besiegeln dürfe, dann ermahnte er die Brüder zur Beständigkeit. Auf dem Wege zum Richtplatz sang er den 51. Psalm. Viele Katholiken selbst wurden tief gerührt, als sie den Greis mit solcher Freudigkeit sterben sahen. Im Jahre 1746 wurde der Prediger de Subas zu Montpelier ins Gefängniß geführt. Vergebens suchten ihn Erzbischöfe und Bischöfe, die zu ihm kamen, zum Widerrufe zu bringen. Noch auf dem Richtplatze ward ihm ein Crucifix vorgehalten, aber er lehnte es ab und litt den Märtyrertod mit gen Himmel gerichtetem Blick.

§. 6. Die neuere Zeit.

Obgleich die Bedrückungen der Hugenotten bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts fortdauerten, gelang es den Feinden doch nicht, ihren Glauben zu vertilgen, und jetzt nahete auch das Ende ihrer Leiden. Die Veranlassung dazu gab ein Proceß, der 1762 gegen Jean Calas, einen Protestanten, deßwegen eröffnet wurde, weil er seinen ältern Sohn, der katholisch geworden war, ermordet haben sollte. Er ward wirklich auf Grund eines richterlichen Urtheils hingerichtet. Nach seinem Tode fand es sich, daß dieser Sohn sich selbst das Leben genommen hatte. Voltaire nahm sich der Sache an; er deckte das hier geschehene Unrecht auf, und erklärte sich in einem eignen Buche aufs stärkste gegen die Ketzerprocesse, und damit waren diese auf immer in Frankreich begraben. Diese Grundsätze allgemeiner Freiheit, welche dann in der Revolution geltend gemacht wurden, kamen den Hugenotten wieder zu Gute, und sie erhielten nun vollkommene Religionsfreiheit und Zutritt zu allen öffentlichen Aemtern. Napoleon behielt diese Grundsätze bei und er zeigte sich den Protestanten besonders günstig. Er sagte zu den Geistlichen derselben, welche bei seiner Krönung erschienen: „Mit Vergnügen sehe ich die Pastoren der reformirten Kirche Frankreichs hier versammelt; ich ergreife gern diese Gelegenheit, ihnen zu erkennen zu geben, wie zufrieden ich jederzeit mit allem gewesen bin, was mir von der Treue und dem Wohlverhalten der Geistlichen und Laien der verschiedenen protestantischen Bekenntnisse berichtet worden ist. Ich will, daß

man wisse, daß meine Absicht und mein fester Wille dahin gehen, die Religionsfreiheit aufrecht zu erhalten. Die Gewalt des Gesetzes hört da auf, wo die unbestimmbare Gewalt des Gewissens anfängt. Das Gesetz und der Fürst vermögen nichts gegen diese Freiheit." Napoleon gab im Jahre 1802 der protestantischen Kirche eine eigne Verfassung. Nach derselben wurden für die reformirte Kirche zunächst Consistorien eingerichtet, welche die kirchlichen Angelegenheiten für einen Bezirk von 1—6000 Seelen zu verwalten hatten, und aus den Geistlichen des Bezirks und 6—12 Laien bestanden. Ueber ihnen sollten die Provinzialsynoden stehen, welche von einem Geistlichen und einem Laien jedes Consistorialbezirks zu beschicken waren. Diese sind jedoch nie recht ins Leben getreten, noch weniger die Nationalsynoden; und die Consistorien stehen jetzt in unmittelbarem Verkehr mit dem Kultusministerium. Die lutherische Kirche in Frankreich hat eine ähnliche Verfassung; sie hat auch Consistorien, wie die reformirte Kirche; statt der Synoden aber Inspectionsversammlungen, welche einen immerwährenden Ausschuß haben, der aus einem geistlichen Inspector und zwei weltlichen Beisitzern besteht, und ein Generalconsistorium, welches wieder in einem immerwährenden Directorium dargestellt ist, das aus dem Präsidenten, zwei von diesem ernannten weltlichen Mitgliedern, und dem ältesten Inspector besteht. Auch hier werden die Versammlungen der Inspectionen und der Generalconsistorien selten oder gar nicht zusammenberufen. Dieß wird als ein großer Mangel in beiden protestantischen Kirchen erkannt, indem die Einheit, Freiheit und Selbstständigkeit derselben

dadurch sehr beeinträchtigt erscheint. Es hat neuerlich daher ein ernstlicher Kampf für diese Versammlungen und die größere Unabhängigkeit der Kirche vom Staate begonnen. Es sind aus dem Schooße der reformirten Kirche große freie Synoden zusammengetreten, um überhaupt eine neue Belebung der Kirche in Bekenntniß und Verfassung zu berathen. Es hat sich dabei gezeigt, daß auch in dieser Kirche der Unglaube eine Macht geworden ist, der aber die Entschlossenheit des neuen Lebens, das nicht minder hier erwacht ist, die Spitze zu bieten im Stande ist. Zu einer rechten Vereinigung ist es nicht gekommen. Viele von den entschiedenen Christen haben sich zu freien, vom Staate unabhängigen Gemeinden auf Grundlage des göttlichen Wortes zusammengethan, die auch eine strenge Zucht unter sich üben wollen. Alle lebendige Glieder der evangelischen Kirche Frankreichs, die etwa eine Million Seelen zählt, stehen in kräftiger Erinnerung dessen, was ihre Väter für ihren Glauben gelitten haben; sie schaaren sich überall zusammen, um an den allgemeinen christlichen Unternehmungen, der Verbreitung der Bibel, der innern und äußern Mission u. s. w. sich zu betheiligen und man kann sich der Hoffnung hingeben, daß die evangelische Kirche Frankreichs ihrer vergangenen Tage sich würdig bezeigen wird.

Zweiter Abschnitt.

Die evangelische Kirche der Niederlande.

§. 1. Blick auf Spanien.

Es könnte befremden, daß wir mit einem Blick auf Spanien die Erzählung von der Entstehung und Ausbildung der evangelischen Kirche der Niederlande beginnen. Indeß eines Theils ist hier ein bequemer Ort, die zwar erfolglosen, aber immer sehr merkwürdigen reformatorischen Bewegungen in dem erstern Lande kurz zu erwähnen, andern Theils sind beide Länder durch eine besondere Verkettung von Umständen zu jener Zeit in so nahe Berührung gekommen, daß wir den Gang der Reformation in den Niederlanden erst dann recht verstehen, wenn wir die spanischen Zustände zuvor in einiges Licht gestellt haben.

Kaum giebt es ein Land, in welchem die katholische Kirche so festen Fuß gefaßt und in welchem sie mit solcher Entschiedenheit sich jeder Abweichung von ihrer Lehre widersetzt hätte, als Spanien. Hier war es, wo die Inquisition ihren eigentlichen Boden fand (Gesch. d. christl. Kirche III, 1. p. 288.) und noch vor Luthers Auftreten sind von ihr 13000 Personen der Ketzerei wegen verbrannt worden. Gleichwohl konnte diese grausame Strenge das Eindringen des durch die Reformation angezündeten Lichts nicht verhindern. Einerseits blieben die Bewegungen, welche in dem benachbarten Frankreich

durch die Reformation veranlaßt waren, nicht ohne Einfluß auf Spanien; besonders wichtig aber war die Verbindung, in welche Spanien mit Deutschland dadurch kam, daß Carl V. beide Reiche zugleich beherrschte. Nicht nur die Umgebungen des Kaisers, welche meist aus Spaniern bestanden, wurden bekannt mit Luthers Lehrsätzen, und verkündigten sie, wenn sie, wie z. B. der eigne Hofkaplan des Kaisers, dafür gewonnen waren, in ihrem Vaterlande, sondern die Schriften Luthers fanden hier auch bald Eingang, und das war von weit reichenden Folgen. Kaum aber bemerkte die Inquisition diese Vorgänge, als sie auch schon die ernstlichsten Vorkehrungen dagegen traf. Man fing an, mit größerem Eifer den Ketzern nachzuspüren; man warf sie ins Gefängniß und bald floß auch Blut. Der erste Blutzeuge für die Reformation war Francisco San-Roman. Er stammte aus einer angesehenen Familie, und als er, der Ketzerei verdächtig, vor die Inquisition gestellt wurde, bekannte er offen und freimüthig die Haupt- und Grundlehre der Reformation, daß nämlich der Mensch nicht aus den Werken, sondern allein aus Gnaden durch den Glauben an Jesum Christum gerecht und selig werde, wobei er auch nicht unterließ darzuthun, daß die Messe, die Ohrenbeichte, das Fegfeuer und andere Irrthümer mit dem Worte Gottes in Widerspruch ständen. Er ward darauf ins Gefängniß gesetzt und die Mönche boten alles auf, ihn von seinem Glauben abzubringen. Als sich dieß vergeblich erwies, verurtheilte man ihn zum Tode. Auf dem Richtplatz weigerte er sich, dem Priester zu beichten und sich vor dem Crucifix zu neigen, wie man von ihm verlangte. Als

schon die Flammen über ihm zusammenschlugen, machte er unwillkührlich eine Bewegung mit dem Haupte. Die Mönche glaubten darin ein Zeichen seiner Reue zu erkennen. Er wurde aus dem Feuer gebracht, aber, als er wieder Athem fand, blickte er seinen Peinigern ruhig ins Gesicht und fragte sie: „Beneidet ihr mich um mein Glück?" worauf er in die Flammen zurückgestoßen und von diesen verzehrt ward. Dieß geschah im Jahre 1544. Aus der Asche des Märtyrers blühete aber eine ziemlich zahlreiche evangelische Gemeinde auf, welche sich zwar insgeheim, aber regelmäßig in Valladolid versammelte. Im südlichen Spanien war es vor allen Sevilla, wo die neue Lehre festen Fuß faßte, und in den umliegenden Klöstern, wie auch unter dem höhern Adel Eingang fand. Nicht wenig trug dazu bei eine neu erschienene Uebersetzung des Neuen Testaments ins Spanische, welche aber freilich bald, nachdem der Verfasser eingekerkert war, von dem Papste verboten wurde. Es blieb aber nicht hierbei, sondern je mehr die neue Lehre sich verbreitete, desto furchtbarer wurden die Angriffe der Inquisition. Ein Zeugniß davon giebt die Anwendung der berüchtigten Auto da Fe.

Das Wort ist spanisch und heißt eine Glaubenshandlung. Das Auto da Fe war nämlich eine Handlung der Kirche zur Aufrechthaltung des Glaubens, und sollte ein Abbild des jüngsten Gerichts sein. Es wurde zuvor in allen Kirchen und Klöstern die Abhaltung desselben abgekündigt und allen denen ein vierzigtägiger Ablaß verkündigt, die daran Theil nehmen würden. Unter dem Geläute der Glocken wurden die Ketzer, über welche das Auto da Fe gehalten werden sollte,

aus dem Gefängnisse von den Dienern der Inquisition abgeholt und mit dem Sanbenito, einem mit Teufeln und Feuerflammen bemalten Kleide, angethan, und dann zum Richtplatze geführt. Vor ihnen her gingen Soldaten, ein Priesterchor mit singenden Knaben; ihnen folgten die hohen Behörden, die Richter, Staatsbeamten, die gesammte Geistlichkeit, die Mitglieder der Inquisition mit einer Fahne, die Leibwache derselben und ein langer Zug von Volk aus allen Ständen. Auf dem Platze erhob sich eine Bühne für die Inquisitoren und eine für die Gefangenen. Eine geistliche Rede eröffnete die Feierlichkeit. Diejenigen, welche bereit waren, die Ketzerei abzuschwören, erlangten, nachdem sie dieß unter den demüthigsten Gebehrden gethan hatten, die Absolution, ohne jedoch darum von den Kirchenstrafen befreit zu sein, welche gewöhnlich in körperlichen Züchtigungen, Kerker, Verbannung u. s. w. bestanden. Dann wurde der ganzen Versammlung ein Eid abgenommen, daß sie im Glauben der römischen Kirche leben und sterben wolle. Die ihren Glauben nicht abschwören wollten, wurden der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung übergeben. Unter dem heuchlerischen Vorgeben, daß die Kirche nicht nach Blut dürste, wurde jene ermahnt, die Schuldigen mit Milde zu behandeln, aber wehe ihr, wenn sie es gewagt hätte, diese anempfohlene Milde wirklich zur Anwendung zu bringen! Außerhalb der Stadt wurden die Verurtheilten verbrannt. Das erste öffentliche Auto da Fe gegen Protestanten ward 1559 in Valladolid gehalten. Unter den Verurtheilten waren viele vom höchsten Adel, aus der Umgebung Carls V., und ein Rechtsgelehrter, Namens

Herezuelo. Freimüthig hatte dieser seinen Glauben bekannt; festen Schrittes ging er zum Tode. Nur eins bekümmerte ihn, nämlich daß er seine Frau unter denen erblickte, welche widerrufen hatten, denn die Mönche hatten sie mit Drohungen und Bitten bestürmt. Aber der wehmüthige Blick, den der scheidende Gatte ihr zuwarf, weckte die verloschene Flamme des Glaubens wieder, auch sie legte nun ein freimüthiges Bekenntniß ab; acht Jahre schmachtete sie noch in den Kerkern der Inquisition, bis sie endlich das Schicksal ihres Mannes theilte. Eine Menge Beispiele dieser Art könnten noch angeführt werden, nicht allein von Männern und Frauen, sondern auch von Jungfrauen, Kindern und hochbetagten Greisen, welche freudig ihr Leben für den Glauben wagten; aber das müssen wir leider auch sagen, daß die Grausamkeit ihrer Verfolger durch ihre Standhaftigkeit keineswegs ermüdet werden konnte. Bei dem Auto da Fe, das über einen Edelmann, der früher bei Carl V. in hohen Ehren stand, gehalten worden war, sprach König Philipp II. die denkwürdigen Worte: „Er selbst würde bereit sein, das Holz herbeizutragen, um seinen eignen Sohn zu verbrennen, wenn er ein solcher Ketzer wäre, wie dieser.“

Diesen furchtbaren und mit derselben Entschlossenheit immer fortgesetzten Anstrengungen der vereinten geistlichen und weltlichen Macht gelang es nach und nach, die Reformation in Spanien gänzlich zu unterdrücken, so daß von einer evangelischen Kirche in diesem Lande nicht mehr die Rede sein kann.

Durch Gottes Fügung geschah es aber, daß die Herrscher, welche den Vertilgungskampf gegen die Reformation in Spanien führten, zugleich das Re-

giment in den Niederlanden hatten und die spanische Verfolgungsweise in dieß unglückliche Land verpflanzten. Es that sich hierin besonders hervor der oben erwähnte Philipp II., den wir, ehe wir weiter gehen, hier noch kurz charakterisiren müssen. Er war im Jahre 1521 geboren, hatte eine sorgfältige Erziehung genossen und mancherlei Kenntnisse eingesammelt. Er besaß einen scharfen, aber einseitig gebildeten Verstand, der sich besonders darin gefiel, von jeder Sache die möglichen Erfolge gegen einander abzuwägen; er war im Ganzen von einer düstern Gemüthsstimmung, und, selbst furchtsam, mehr darauf bedacht, Furcht zu erwecken, als Liebe; in seiner Gegenwart durfte niemand sprechen, ohne Befehl dazu empfangen zu haben, und auch dann nur knieend. Dabei war er von einer ängstlichen Gewissenhaftigkeit, selbst im Kleinen, und ehe er eine Wohlthat erwies, pflegte er seinen Beichtvater zu fragen, ob er damit sein Gewissen nicht beschwere. Er war nicht frei von Wollust, aber die Sünden dieser Art suchte er später durch strenge Kasteiungen und Andachtsübungen abzubüßen. Mit ängstlicher Genauigkeit wartete er den Gottesdienst ab und betete des Tages wohl vier Stunden. Aus dem allen erhellet, daß Philipp nicht zu den Menschen gehörte, welchen der Glaube an und für sich gleichgiltig ist, und welche die Religion, wie eine Catharina von Medicis, nur zum Mittel für ihre selbstsüchtigen Zwecke gebrauchen; es war ihm wirklich Ernst damit, und er meinte, in Wahrheit Gott einen Dienst damit zu thun, daß er die Ketzer mit Feuer und Schwert vertilgte. Es war dieß eine furchtbare Verblendung, welche daher rührte, daß

Philipps Frömmigkeit ein todter Begriff, ein äußerliches, unfreies und gezwungenes Werk war, und daß er eben darum auch sich an das menschliche Ansehn von Priestern hingab, welche die Vertilgung der Ketzer ihm als das höchste Verdienst schilderten. Es ist ein neuer Beweis davon, zu welchen schrecklichen Verirrungen es führt, wenn der Glaube sich losreißt von dem allein festen und sichern Grunde des göttlichen Wortes, und wenn er sich nicht bewährt in der demüthigen freien Hingabe mit Herz, Muth und Sinn, voll Liebe und Licht, an den Herrn und seinen Geist, der durch jenes Wort uns in alle Wahrheit leitet.

§. 2. Der Kampf der Niederlande gegen die spanische Herrschaft.

Die Niederlande umfaßten im sechszehnten Jahrhundert 17 Provinzen, die von einem fleißigen, gewerbthätigen und freisinnigen Volke bewohnt waren. Schon vor der Reformation hatte sich hier an einzelnen Stellen ein freieres Glaubensleben geregt; Zeugniß davon geben Männer, wie Gerhard Groot, Thomas von Kempis, Johann Wessel (Geschichte der christl. Kirche III, 1. p. 238. und III, 2. p. 52.) und Erasmus, welche sämmtlich Niederländer waren. Kein Wunder, daß Luthers Lehre, sobald sie hier bekannt wurde, den erfreulichsten Eingang fand! Aber sogleich begann auch die Verfolgung. Zwei Augustinermönche, Heinrich Voes und Johann Esch, starben als die ersten Blutzeugen 1523, deren Tod auch Luther in einem schönen Liede besang. Ihnen folgten mehre

tausend Menschen, die unter Carls V. Regierung für den Glauben ihr Leben ließen; ein Schriftsteller spricht sogar von Hunderttausenden, was wohl übertrieben sein mag. Als Philipp die Regierung der Niederlande im Jahre 1555 überkommen hatte, ergriff er noch entschiedenere Maßregeln zur Unterdrückung der Ketzerei und beauftragte seine Schwester Margarethe von Oestreich, die er zur Statthalterin erwählte, und den Kardinal Granvella mit Vollziehung derselben. Der Letztere verlangte, daß alle Einwohner einen Eid über die Reinheit ihres Glaubens ablegen sollten; wer ihn verweigere, sollte seine Güter verlieren, und das Vaterland verlassen. Auch die katholischen Niederländer fühlten sich in ihrer Freiheit durch diese Maßregel tief verletzt, und es waren besonders drei Männer, welche das Volk mit Entschlossenheit zu vertreten suchten: Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, welcher das Vertrauen Carls V. in solchem Maße genossen hatte, daß er ihm den Oberbefehl über das kaiserliche Heer in den Niederlanden übertragen, Graf von Egmont und Graf von Horn. Da diese im Staatsrath, dessen Mitglieder sie waren, nicht durchdringen konnten, wandten sie sich in ihrer unmittelbaren Vorstellung an Philipp und bestanden vornämlich auf die Entfernung Granvellas. Diese letztere erlangten sie nun wohl; im Uebrigen aber erklärte Philipp: „Lieber wolle er hunderttausend Leben verlieren, als die geringste Veränderung in Glaubenssachen dulden, oder die Bestrafung der Ketzer mit Uebertretung seiner Pflichten gegen Gott aufschieben und mildern.“ Und um sich in dieser Gesinnung zu stärken, hatte er sich vor

dem Bilde des Erlösers niedergeworfen. In Folge dessen fuhr die Inquisition mit Aufspürung und Hinrichtung der Ketzer fort; schon aber kam es in einzelnen Fällen zur thätlichen Gegenwehr und endlich schlossen im Jahre 1566 die beherztesten Gegner des Blutgerichts einen Bund, worin sie einander gelobten, zwar nichts gegen Gott, König, Staat, Freiheit und römische Kirche zu unternehmen, wohl aber zusammen zu halten wider die Inquisition, weil dadurch göttliches und menschliches Recht umgestoßen, Hab und Gut unsicher gemacht und die Freiheit in Worten und Werken aufgehoben werde. Diese machten zuerst eine Vorstellung bei der Statthalterin, welche ihnen wenigstens noch einen anständigen Empfang bereitete; ein Staatsrath hingegen äußerte, man solle sich von solch einem Haufen Bettler (gueux) nicht einschüchtern lassen. Die Rückkehrenden verwandelten diesen Schimpfnamen sofort in einen Ehrennamen, und nannten sich von da an Geusen, ähnlich wie in Frankreich die Protestanten Hugenotten hießen. Zwar gehörten zu den Geusen auch Katholiken, nichts destoweniger wurde diese Parthei der Stützpunkt der neuen Lehre, welche nun auch immer offner hervortrat. Aber eben darum, weil der Kampf für diese Lehre zugleich ein Kampf für die äußere Freiheit war, blieb er nicht rein von unlautern Beimischungen. Hier war kein Luther, der die wilden Ausbrüche der Gewalt mit der Kraft des göttlichen Wortes niederhielt; unwissende ehemalige Mönche, ungebildete Handwerker fingen an in schwärmerischer Begeisterung von der evangelischen Freiheit zu predigen; der Pöbel rottete sich zusammen, und alsbald erhob sich, wie ehemals in Wittenberg, eine

wilde Bilderstürmerei, welche das ganze Land durchzog, und in wenigen Tagen an 400 Klöster, Kirchen und Kapellen geplündert und geschändet hatte. Keinesweges ist dieser Unfug den Protestanten allein zur Last zu legen; es steht fest, daß ein großer Theil dieser, namentlich die verbündeten Adligen und die Prediger sich allen Ernstes dagegen erklärt haben. Auch versprachen die drei Häupter der Geusen, Wilhelm von Oranien, Egmont und Horn, zur Unterdrückung des Aufstandes mitzuwirken, wenn die Inquisition eingestellt, und die Predigt des Evangeliums frei gegeben würde. Die Statthalterin war gezwungen, für den Augenblick nachzugeben; aber Philipp schwur dafür jenen Dreien den Untergang.

Philipp hatte einen Feldherrn, der ihm ähnlich, der, wie er, die Vertilgung der Ketzer für Gottesdienst und heilige Pflicht hielt; nur, als Soldat, noch entschlossener, unbedenklicher in Ausführung dieses Vorsatzes war. Des Herzogs von Alba unerschütterlicher Grundsatz war, das Unkraut mit der Wurzel auszurotten, die Ketzerei nehme doch keine Vernunft an, und Nachgiebigkeit bringe allezeit größere Uebel. Das war der Mann, den Philipp jetzt nach den Niederlanden sandte. Wilhelm von Oranien erhielt zuvor Kunde davon; zu schwach für jetzt, diesem vielversuchten und gefürchteten Feldherrn erfolgreichen Widerstand entgegenzustellen, beschloß er, das Land zu verlassen; vergebens suchte er auch Egmont und Horn dazu zu bewegen. Beide meinten, der Gnade des Königs vertrauen zu müssen. Alba erschien, und sein erstes Geschäft war, sich Beider zu bemächtigen. Es geschah bei einem Gast-

mahl. Die noch immer zu milde Statthalterin wurde dann entlassen; ein Blutrath von zwölf Männern niedergesetzt, und mit ihm schaltete der furchtbare Alba allein in dem Lande, „das eher zur Wüste werden sollte, als daß ein Ketzer übrig bliebe." Auf die gewissenloseste Weise verfuhr dieser Blutrath. Einer der Beisitzer schlief gewöhnlich bei den Berathungen; wenn man ihn weckte, seine Meinung zu sagen, war ihm das Bluturtheil schon so geläufig geworden, daß er schlaftrunken stets antwortete: „Zum Galgen!" Nur die Unruhstifter sollten erst gerichtet werden, aber bald ward die Raub- und Mordbegierde, die das Innerste der Gedanken erspähen zu können vorgab, ganz allgemein. Ueberall standen die Blutgerüste aufgerichtet, und da diese nicht mehr hinreichten, benutzte man die Bäume an den Landstraßen, um die Ketzer daran aufzuhängen. Auch die Häupter Egmonts und Horns fielen bald. Vergebens flehete selbst ein katholischer Bischof um Gnade für Beide; Egmont endete mit den Worten: „Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!" Beider Tod wurde als ein Märtyrertod betrachtet und viele thaten ein Gelübde, das Haupthaar nicht eher zu scheeren, bis sie Rache genommen.

So bald aber kam die Zeit der Freiheit noch nicht. Alba verließ zwar nach einer sechsjährigen Statthalterschaft die Niederlande 1573, indem er bei seinem Abzuge sich rühmte, 18000 Ketzer hingerichtet zu haben; aber neue Statthalter traten an seine Stelle, die es wenig besser machten, als er, und das arme Land immer mehr in eine grauenvolle Wüste verwandelten. Dessen ungeachtet erlahmte die Thätigkeit der Gegenparthei nicht. Die Seele

derselben war Wilhelm von Oranien. Nach Egmonts Tode trat er offen zur evangelischen Lehre über. Und es war ihm Herzenssache. Er war der älteste von zwölf Kindern; seine Brüder waren seine Kampfgenossen, und ihr Glaube war das schöne Erbtheil einer frommen Mutter, Juliane, gebornen Gräfin von Stolberg. Es ist uns noch ein Brief aufbehalten, den sie beim Ausbruch des Krieges an einen ihrer Söhne schrieb: „Mit großer Bekümmerniß," sagte sie hier, „sehe ich die Gefahren, die dich umringen. Berathe nichts, thue nichts, was gegen das Wort Gottes, gegen das Heil deiner Seele, gegen das Wohl des Landes und seiner Bewohner gerichtet ist. Bitte den himmlischen Vater, daß er dich durch seinen heiligen Geist erleuchte, und daß er dich vor allen Dingen das Ewige lieben lehre. Das ist aber unmöglich ohne den Beistand des heiligen Geistes, weßhalb du im Gebete verharren mußt. So lebe treu, lebe in der Furcht Gottes, wende dich an ihn, flehe ihn an, daß er dich vor allem Uebel bewahre und dich führe nach seinem Wohlgefallen. Ich werde für dich bitten, bitte du auch für mich." Wie wenig vergeblich diese mütterlichen Ermahnungen an den Herzen der Söhne waren, beweiset uns unter andern ein Brief, den der eine Bruder an den andern bald darauf schrieb: „Ohne Zweifel wirst du die, welche dich um Rath fragen, vor allem ermahnet haben zur Bußfertigkeit, zur Sinnesänderung, zum Gebet und Vertrauen auf Gott und nicht auf Menschen. Das sind Dinge, wozu ein emsiges Gebet und eine beständige Wachsamkeit unumgänglich nothwendig sind, damit man auf dem rechten Wege bleiben und verharren möge."

Wohl war dieß der rechte Sinn, in dem ein Kampf, wie ihn Wilhelm mit seinem Bruder zu streiten hatte, geführt werden mußte. Freilich war es auch hier wieder die Waffengewalt, welche den Kampf entscheiden sollte, den eigentlich nur das Gebet, das Bekenntniß, das Wort Gottes und die Geduld der Heiligen hätten ausfechten sollen, und als wollte der Herr zeigen, daß er daran keinen Gefallen habe, blieb, ähnlich, wie in Frankreich, auch hier der Kampf lange ohne Frucht. Die heldenmüthigsten Anstrengungen wurden zwar gemacht. Unter andern hatte in der durch die Spanier belagerten Stadt Leyden die Hungersnoth einen so hohen Grad erreicht, daß den meisten der Muth zu entsinken begann, und viele die Uebergabe verlangten. Da trat der Bürgermeister van der Werff unter die Unzufriedenen, bot ihnen den eignen Leib dar und rief: „Den möget ihr zerfleischen und euren Hunger daran sättigen, aber kein Wort von Uebergabe mehr hören lassen!" Das beschämte die Kleinmüthigen und alsbald rief einer der Streiter den Feinden von den Wällen zu: „Wir haben zwei Arme. Den linken können wir verspeisen, wenn der Hunger dazu treibt, und dennoch mit dem rechten das Schwert führen." Ungeachtet solchen Muthes blieben alle Unternehmungen Wilhelms von Oranien nicht nur gegen Alba, sondern auch gegen seine Nachfolger ohne sichtlichen Gewinn. Und dazu kam noch, daß unter denen, welche bisher gegen den gemeinsamen Unterdrücker der religiösen und politischen Freiheit noch zusammen gehalten hatten, Zerwürfnisse eintraten, indem nicht nur einzelne protestantische Eiferer den Katholiken keine Gewissens-

freiheit zugestanden wissen wollten, sondern Lutheraner und Reformirte auch anfingen, sich unter einander zu zanken. Endlich gelang es dem besonnenen Wilhelm von Oranien im Jahre 1579 die sogenannte Utrechter Union aufzustellen, in welcher alle Theile sich gegenseitige Duldung zusagten, und welcher nach und nach alle Provinzen beitraten. Diese Conföderation, welche später den Freistaat der vereinigten Niederlande bildete, hielt dann auch fest zusammen, kündigte 1581 Philipp förmlich den Gehorsam auf; und es wurde eine Kirchenordnung entworfen, welche die Religionsverhältnisse befestigen sollte. Aber gerade in diesem entscheidenden Augenblicke, wo noch so vieles zu schützen, zu ordnen, zu vereinigen war, traf Wilhelm von Oranien die Kugel eines Meuchelmörders. Seine letzten Worte waren: „Gott erbarme sich meiner und dieses armen Volkes!" Der Mörder wurde von den Jesuiten zu den heiligen Blutzeugen der Kirche gezählt und Philipp erhob ihn und seine Verwandten in den Adelstand. Indessen trat nun der siebenzehnjährige Sohn Wilhelms, Moritz, an die Spitze des jungen Freistaats, und nach ihm sein Bruder Heinrich. Beide führten den Krieg gegen Spanien mit so glücklichem Erfolge, daß im Westphälischen Frieden 1648 die vereinigten Niederlande als ein freies Land anerkannt wurden, in dessen nördlichem Theile die reformirte Kirche die herrschende wurde und bis heute geblieben ist.

§. 3. Die arminianischen Lehrstreitigkeiten.

Man dürfte wohl erwarten, daß die Evangelischen unter den furchtbaren Kämpfen, die sie gegen ihre Feinde zu bestehen hatten, unter sich fest zusammengehalten hätten; leider aber brachen in ihrer Mitte langwierige und heftige Streitigkeiten aus, die unter dem Namen der arminianischen bekannt sind. Sie haben ihren Namen von Arminius, der in Genf unter Beza Theologie studirt hatte, und seit 1587 Pastor zu Amsterdam war. Vornämlich durch die Verbindung mit dem benachbarten Frankreich war der reformirte Lehrbegriff unter den Niederländern herrschend geworden, und derselbe wurde 1562 öffentlich ausgesprochen in der Belgischen Confession, die von Guido von Bres und Saravia verfaßt war, bald allgemeine Anerkennung fand, und das innere Band der nun entstandenen Kirche wurde. Indeß wurde die hier im Calvinischen Sinne aufgefaßte Lehre von der unbedingten Prädestination zuerst von einem Amsterdamer, Namens Koornhert, bekämpft und seitdem viel besprochen. Da forderte man nun auch Arminius auf, dieselbe in ihrer kirchlichen Fassung zu vertheidigen. Bei näherer Prüfung kamen ihm aber allerlei Zweifel an derselben, welche er jedoch dann erst auf eine bestimmte Weise äußerte, als er nach Leyden versetzt, von einem seiner Collegen, Gomarus, dazu herausgefordert wurde. Arminius war ein friedliebender Mann, dessenungeachtet konnte er es nicht verhindern, daß der Streit aufs heftigste entbrannte, indem sich immer mehre in denselben mischten. Im Schmerz darüber rief

er aus: „Ach, meine Mutter, warum hast du mich zur Zwietracht geboren!“

Es kam zu einem öffentlichen Religionsgespräche zwischen ihm und Gomarus, das im Haag 1609 abgehalten wurde, und welches dahin ausfiel, daß durch richterlichen Ausspruch die Verschiedenheit für unwichtig erklärt, ein friedfertiges Verhalten geboten und nur im allgemeinen verboten wurde, etwas gegen die heilige Schrift und die Bekenntnißschriften der Kirche zu lehren. Mitten unter diesen Verhandlungen war Arminius gestorben, doch es fehlte viel, daß dadurch auch der Kampf beseitigt wurde. An die Spitze der Anhänger des Arminius traten der Prediger Uytenbogaert, und Episcopius, Professor zu Leyden, und legten nun, um ungegründeten Beschuldigungen zu begegnen, ihr Glaubensbekenntniß in fünf Sätzen öffentlich dar, das sie remonstratio (Entgegnung) nannten, und wovon die ganze Parthei den Namen Remonstranten erhielt. Darin sagten sie: Gott habe durch einen unwandelbaren Rathschluß vor der Schöpfung der Welt beschlossen, aus dem gefallenen Menschengeschlecht diejenigen durch Christum zum Heil zu führen, welche durch die Gnade des heiligen Geistes an ihn glauben, und im Glauben bis ans Ende beharren würden, die Ungläubigen aber den verdienten Strafen zu überlassen; den seligmachenden Glauben habe der Mensch nicht durch sich selbst, Gottes Gnade müsse das Gute in ihm anfangen und vollenden, aber der Mensch könne ihr widerstehen; ob die empfangene Gnade wieder verloren werden könne, sei erst nach der Schrift noch genauer zu untersuchen.“ Diese Sätze waren so unverfänglich, daß

sich bald eine große Menge des Volks und auch viele angesehne Staatsmänner, wie Grotius und Oldenbarnevеld, der Sache der Arminianer zuwandten. Das aber war gerade der Schade, denn nun mischte sich das Staatsinteresse in den Streit. Der Statthalter Moritz wollte erst gar nichts von demselben wissen. Er sagte zu einigen Abgeordneten: „Meine Herrn, ich bin Soldat, dieß sind theologische Sachen, die ich nicht verstehe, und um welche ich mich nicht bekümmere.“ Aber er änderte bald seine Gesinnung, als er sah, daß Oldenbarneveld sich der Arminianer annahm. Dieser würdige Greis, welcher seit frühster Jugend seinem Vaterlande und dem Prinzen Wilhelm die treusten Dienste gewidmet hatte, ehrte auch dessen Sohn Moritz. Als er aber wahrnahm, daß dieser nach unumschränkter Macht strebe, glaubte er gegen ihn die Rechte des Vaterlandes vertreten zu müssen. Als nun Oldenbarneveld die von der Gegenparthei in Antrag gebrachte Berufung einer Synode widerrieth, so wurde das gerade für Moritz ein Grund, diese zu betreiben, um mit solcher Hülfe die aufkeimende Freiheit der Gedanken und Bestrebungen zu unterdrücken.

Die Synode trat am 13. November 1618 zu Dordrecht zusammen. Es wohnten ihr Bevollmächtigte der gesammten Stände bei, und sie wurde nicht nur von holländischen, sondern auch von den reformirten Theologen Deutschlands, Englands und der Schweiz mit weniger Ausnahme besucht, so daß sie sich als eine Kirchenversammlung darstellte, wie sie die protestantische Kirche sonst nicht aufzuweisen hat. Sie dauerte bis zum 9. Mai 1619 und hielt 180 Sitzungen. Der Präsident der Synode war der

Prediger Johann Bogermann, ein ungestümer leidenschaftlicher Kämpfer, der unter andern dem Grundsatze anhing, daß die Ketzer am Leben zu strafen seien. Er übte einen sehr starken, aber keinesweges günstigen Einfluß auf die Versammlung. Der Geist der Liebe und Duldsamkeit, der Geist dessen, der nimmer müde wird, das Verlorne zu suchen, das Schwache zu tragen und zu stärken, war ferne von derselben. Das zeigte sich darin, daß man förmlich, wie es Brauch war in den Gefechten der Ritter, den Kampfhandschuh einander hinwarf, und auf Tod und Leben mit einander stritt; besonders aber zeigte es sich in der Art, wie man die Arminianer behandelte. Diese waren, wenigstens bis jetzt noch, nicht etwa Leute, welche das schiedsrichterliche Ansehn der heiligen Schrift, wie es heut zu Tage doch so oft, selbst von Dienern der Kirche geschieht, leugneten und bestritten; nur das Ansehn der kirchlichen Bekenntnißschriften wollten sie jenem untergeordnet wissen, und zwar machten sie diesen Grundsatz nicht etwa geltend in Bezug auf eine unbestrittene Haupt- und Grundlehre der evangelischen Kirche, um die Rechtfertigung durch den Glauben, sondern eine Lehre, über welche die heilige Schrift selbst anscheinend so widersprechende Bestimmungen enthält, daß sie nicht in einer begriffsmäßigen Formel, sondern nur in der tiefsten Erfahrung des gläubigen Herzens ihre Vereinigung finden sollen, und gewiß immer finden werden. Hier also wäre gewiß vor allem ein gegenseitiges Tragen und Dulden, ein aufrichtiges Bemühen gegenseitiger Verständigung an der Stelle gewesen; statt dessen verweigerte man jedes nähere Eingehen in die Be-

denken der Arminianer; wie sehr diese auch dagegen protestirten, so wollte man sie nur als Angeklagte betrachtet wissen, welche vor der Synode, als ihrer Richterin, die Anklage zu beantworten, und dann ihr Urtheil zu empfangen hätten. Und dieses war denn auch hart genug. Man verurtheilte sie allesammt zur Amtsentsetzung, weil sie die Religion verfälscht, die Kirche entzweit und das gröbste Aergerniß gegeben hätten. An zweihundert Prediger und viele Schullehrer verloren ihre Stellen, welche jedoch Gott und Jesu Christo dankten, daß sie würdig erfunden wären, um der Wahrheit willen Schmach zu leiden. Viele von ihnen verließen Holland und fanden in andern Ländern eine gastfreundliche Aufnahme. Die Zurückgebliebenen hielten in Wäldern, Scheunen und Kellern ihren Gottesdienst. Jedoch gelang es ihnen später, freie Religionsübung zu erhalten; sie erbauten eigne Kirchen und legten in Amsterdam eine eigne Schule zur Bildung ihrer Geistlichen an, welche sich bald durch sehr bedeutende Lehrer auszeichnete. Späterhin artete die Freiheit, welche die Arminianer hinsichtlich des Glaubens für sich in Anspruch genommen hatten, sehr aus; indem sie jede Richtschnur für die Auslegung der heiligen Schrift verwarfen, fingen sie an, dieselbe ganz willkührlich zu deuten, und jetzt sind ihre immer mehr zusammenschmelzenden Gemeinden von dem eigenthümlich christlichen Glauben fast ganz gewichen.

Die Dordrechter Synode machte nach der Verurtheilung der Arminianer ihre Beschlüsse feierlich und unter Freudenfesten bekannt: „Gott habe aus der verderbten Masse der Menschen etliche zur Seligkeit erwählt; diesen schenke er den Glauben ohne

irgendwelche Rücksicht auf ihr Verhalten; nur für diese sei Christus eigentlich gestorben; diese bewahre er auch im Glauben, selbst wenn sie einmal in grobe Sünden fallen sollten; die andern gingen aus eigner Schuld verloren." Diese Sätze sind das Bekenntniß der reformirten Landeskirche von Holland geblieben, und obwohl auch in sie der Unglaube Eingang gefunden, so hat sich doch im Allgemeinen in ihr die kirchliche Lehre reiner erhalten, als in irgend einer andern reformirten Kirche des Festlandes. Merkwürdig aber ist es, daß, wenn von Anfang der Reformation an der Staat hier so entschieden für die Kirche Parthei genommen hatte, er jetzt sich nicht allein gegen alle christlichen Bekenntnisse, sondern auch gegen alle Religionen gleichgültig verhält, und sich als solcher keines Glaubens irgendwie annimmt.

§. 4. Oldenbarneveld und Hugo Grotius.

Ehe wir diesen Abschnitt schließen, müssen wir noch kürzlich hinweisen auf zwei Männer, welche in die arminianischen Streitigkeiten verflochten waren und sowohl durch ihre hohe Persönlichkeit als durch ihr Schicksal unsere Aufmerksamkeit in vorzüglichem Maße auf sich ziehen. Der eine ist der schon erwähnte edle Oldenbarneveld. Er fiel als Opfer der Partheiwuth. Da der Prinz Moritz in ihm den gefährlichsten Gegner seiner aufstrebenden Macht sah, ruhete er nicht, bis er zum Tode verurtheilt war, und zwar wegen des angeblich doppelten Verbrechens, der Ketzerei und der Untreue gegen den Staat. Auf seinen Stab gestützt, bestieg

der ein und siebenzigjährige ehrwürdige Greis das Blutgerüst. „Gott, was wird aus dem Menschen!" so sprach er mit gen Himmel gerichtetem Blick, und bezeugte dann, daß er nur das Wohl des Vaterlandes gesucht habe und unschuldig sterbe. Tages zuvor hatte er einen rührenden Brief an die Seinen geschrieben. Er sagt darin: „In diesen Stunden empfange ich eine sehr schwere und traurige Zeitung, daß ich alter Mann für alle meine Dienste, die ich dem Vaterlande so viele Jahre treu und redlich bewiesen, mich vorbereiten muß, morgen zu sterben. Ich tröste mich in Gott dem Herrn, der ein Kenner der Herzen ist und alle Menschen richtet, und bitte euch dasselbe zu thun. Ich habe meinen Herrn, den Ständen von Holland, aufrichtig, fromm und treu gedient und gerathen, um sie vor allem Aufruhr und Blutvergießen zu bewahren, und mich bemüht, daß in den Städten Hollands jeder möge beschirmt, niemand beschädigt werden. Lebt mit einander in Liebe und Frieden. Bittet für mich Gott den Allmächtigen, daß er uns alle gnädiglich in seinen Schutz nehme!" Wer erkennt nicht in diesen einfachen, schlichten Worten die Kraft des wahren Glaubens, der in seltsamem Widerspruch steht mit dem blutigen Glaubenseifer, zu dem sich die Dordrechter Synode hatte hinreißen lassen!

Bedeutender noch als Oldenbarneveld steht Hugo Grotius da. Jener war nur frommer Christ und ausgezeichneter Staatsmann. Dieser beides auch, aber zugleich ein wissenschaftlich, reich und tief gebildeter Geist, der durch seine staatsrechtlichen und theologischen Schriften einen mächtigen Einfluß auf seine Zeit übte. Schon als vierzehn-

jähriger Knabe setzte er die gelehrte Welt durch die Ausgabe eines lateinischen Dichters in Erstaunen. Bald darauf begleitete er Johann von Oldenbarneveld auf einer Gesandtschaftsreise nach Frankreich; er zog hier die Aufmerksamkeit König Heinrichs IV. auf sich und wurde von demselben zum Zeichen besondern Wohlgefallens mit einer goldenen Kette beschenkt. Später hatte er desto mehr zu leiden. Er hatte seinen Religionsunterricht von einem treuen Lehrer empfangen, welcher den Arminianern angehörte; er stellte sich beim Ausbruch der Streitigkeiten daher auch auf ihre Seite, und verfaßte mehre Schriften, in welchen er das harte Verfahren der herrschenden Parthei als unchristlich und widerrechtlich darstellte.

Mehr bedurfte es nicht, um ihn ins Gefängniß zu bringen. Er mußte in einer dunkeln Kammer sitzen, und da er bald von einer heftigen Krankheit ergriffen wurde, so erlaubte man nicht einmal seiner treuen Gattin, seine Pflege zu übernehmen. Oldenbarnevelds Haupt war unterdessen gefallen; ein Gleiches befürchtete man für Grotius, und die Freunde riethen der eben genannten Gattin, Gnade für ihren Mann von den Gewalthabern zu erflehen. Aber mit edlem Stolze antwortete die heldenmüthige Frau: „Das werde ich nie thun, und hat er es verdient, so schlagt ihm den Kopf ab!" Das wagte man nun doch nicht, aber am 5. Juni 1619 ward er zu lebenslänglichem Gefängniß auf dem Schlosse Löwenstein verurtheilt. Die Erlaubniß, den gefangenen, über alles geliebten Mann hier zu besuchen, konnte die Frau nur dadurch erlangen, daß sie mit ihm sich auf immer einsperren ließ. Und doch,

da sie nur einmal das Schloß verließ, wurde sie sogleich durch eine drei- bis viermonatliche Trennung von ihm bestraft. Grotius beschäftigte sich in dieser Leidenszeit damit, seinen geliebten Kindern die Hauptlehren des Christenthums in kurzen Versen darzustellen, und seine Anmerkungen zum Neuen Testamente zu schreiben, welche in der Folge den Schriftforschern ganz neue Bahnen öffneten. Sein einziger Trost nächst dem im Himmel waren seine Frau und seine Bücher. Und von dieser Seite sollte ihm auch die lang ersehnte Rettung kommen. Es wurden nämlich dem Grotius von einem Freunde in großen Kisten stets die Bücher zugesendet, deren er zu seinen gelehrten Arbeiten bedurfte. Anfangs wurden diese immer genau von dem Kommandanten untersucht, zuletzt, da man nie etwas Verdächtiges fand, ließ die Strenge etwas nach. Da benutzte die erfinderische Liebe der Frau die Zeit einer zufälligen Abwesenheit des Kommandanten, und wandte sich an die Gattin des Letztern mit der Bitte, wieder eine Kiste abschicken zu dürfen. In diese aber hatte sie ihren eignen geliebten Mann zu verschließen gewagt, nachdem sie zuvor allerlei Versuche gemacht hatte, ob und wie lange er in diesem nur vier Fuß großen Behältnisse dauern könne. Schon schien der kühne Rettungsplan vereitelt werden zu sollen, denn die Träger, da sie die Schwere der Kiste fühlten, fragten: „Sollte nicht gar der Arminianer darin stecken?“ Doch leicht hin antwortete die auf alles gefaßte Frau: „Wenigstens sind es arminianische Bücher.“ Und uneröffnet ward die Kiste fortgetragen, glücklich entkam der Gefangene seiner Haft, indem er in dem Hause eines Freundes sich

in die Kleider eines Maurergesellen hüllte, und so unangefochten nach Antwerpen gelangte. Und die hingebende Liebe der Frau blieb auch nicht ohne Eindruck auf die Gewalthaber. Auch sie wurde der Haft entlassen, und vereinigte sich bald darauf mit ihrem geliebten Gatten in Paris, um nie wieder auf Erden von ihm getrennt zu werden. Auch nach Paris folgte Grotius der Haß der Glaubenseiferer. Die dortigen Reformirten wollten ihn bald, als einen Gegner der Dordrechter Synode, nicht anerkennen. So suchten denn die Katholiken den geistreichen Mann für sich zu gewinnen, aber nichts konnte ihn von seinem Glauben abwendig machen. Es ward ihm einige Zeit darauf noch das Glück, von Christina, der Königin von Schweden, zu ihrem Gesandten am französischen Hofe ernannt zu werden, welchen Posten er 10 Jahre lang mit Umsicht, Kraft und Würde behauptete. Unterdeß hatte sich auch die Wuth seiner Gegner gelegt, und bei seiner Rückkehr nach Schweden ward er in Amsterdam ehrenvoll empfangen. Später sah er sich wegen ungünstiger Verhältnisse veranlaßt, die schwedischen Dienste zu verlassen. Auf einer unglücklichen Seefahrt ward er krank nach Rostock verschlagen. Sein Ende nahete. Er wünschte noch das heilige Abendmahl zu genießen, und trug kein Bedenken es aus der Hand eines lutherischen Predigers zu nehmen. Als dieser ihn ermahnte, wie der Zöllner Buße zu thun, um, wie dieser, Gnade zu erlangen, sprach der Sterbende: „Ich bin dieser Zöllner!“ Und als jener fortfuhr, ihn auf Christum hinzuweisen, außer dem kein Heil zu finden sei; erwiederte er: „Auf Christum allein setz’ ich alle meine Hoff-

nung." Er entschlief im 62. Jahre seines Alters, 1645. Sein Leichnam ward später in Delft beigesetzt. Hugo Grotius hat durch sein Leben, wie sein Ende, gleich Oldenbarneveld, es bewährt, daß er von Herzen ein Christ war; und durch seine ruhige, nüchterne, in aller Hinsicht vermittelnde Auffassung des Wortes Gottes, bildete er einen wohlthätigen Gegensatz gegen den unmäßigen fleischlichen Eifer für einzelne kirchliche Lehrsätze, die doch wohl eine verschiedene Betrachtung zuließen; und wir sehen auch hier wieder, wie Gott durch die Gaben, welche er so verschiedentlich austheilt, seine Kirche immer wieder auf die Bahn der Wahrheit hinzuleiten weiß.

Dritter Abschnitt.

Die englische und die schottische Kirche.

§. 1. Einführung der Reformation in England.

Der eigentliche Anfang der Reformation in England liegt über unsern Zeitraum hinaus. Es ist bereits früher (Geschichte der christlichen Kirche III, 2. p. 95. sq.) berichtet worden, wie aus der Mitte der englischen Kirche schon im dreizehnten Jahrhunderte hie und da ein kräftiger Widerspruch gegen das Papstthum erhoben wurde, welcher freilich dann erst von entschiedenen Folgen war, als Wiklef

anfing zu lehren. Wiklef behielt fortwährend seine Anhänger, obwohl die herrschsüchtige Kirche auch sie mit Feuer und Schwert verfolgte. Aber nicht sie sollten die nächste Veranlassung zur Losreißung der englischen Kirche vom Papstthum werden. Diese gab vielmehr eine Privatstreitigkeit, in welche König Heinrich VIII. (1509—1547.) mit dem damaligen Papste Clemens VII. verwickelt wurde. Heinrich war durch seine Gesinnung weder berufen noch befähigt, Stifter der Reformation zu werden. Hatte er sich doch durch seinen früher erzählten Streit mit Luther (Geschichte der christlichen Kirche IV, 1. p. 119.) über die Brotverwandlung den Titel „Schirmer des Glaubens" von dem Papste erworben! Jetzt aber forderte Heinrich von diesem, daß er seine bereits 18 Jahre bestandene Ehe mit Catharina von Aragonien, welche früher mit seinem längst verstorbenen Bruder vermählt gewesen war, auflöse, angeblich, weil diese Ehe gegen das göttliche Gesetz wäre. Es war nur auffallend, daß diese seine Gewissensbedenken mit der Liebe zu einer andern Person, Anna Boleyn, zusammentrafen! Daher wollte der Papst auch nicht in die Ehescheidung willigen. Da indeß der König seinen Vorsatz nicht fahren lassen wollte, sagte er sich kurzweg vom Papste los. Abgesehen davon, daß der Grund zu diesem gewaltsamen Schritte gewiß ein sehr verwerflicher war, so hatte die Reformation zunächst auch keinen wesentlichen Gewinn davon. Heinrich, der gegen Luther für den katholischen Glauben in die Schranken getreten war, wollte in diesem nun auch nichts geändert wissen, und beschränkte sich bloß darauf, in dem äußerlichen We-

sen der Kirche einige Veränderungen eintreten zu lassen. Dadurch aber verdarb er's mit beiden Partheien. Er setzte diesen aber sein königliches Ansehn in so entschiedener Weise entgegen, daß er bald ein ärgerer Tyrann für seine Kirche wurde, als es der Papst je gewesen war. Er verlangte von allen Kirchen- und Staatsbeamten die Unterschrift von 6 Artikeln, welche eine Bestätigung der meisten katholischen Irrthümer in Ansehung der Messe, der Ohrenbeichte, der Priesterehe enthielten, und wer dieselbe verweigerte, wurde mit dem Scheiterhaufen bedrohet. So geschah es nun, daß Hinrichtungen nach beiden Seiten hin vollzogen wurden; hier an Freunden der Reformation, welche die Artikel nicht annehmen, dort an Anhängern des Papstes, welche in die Neuerungen des Königs nicht willigen wollten. Auch Anna von Boleyn fiel als Opfer der Eifersucht des grausamen Königs, der sich gleich nachher wieder mit einer andern Geliebten, Johanne Seymour, vermählte.

Den wohlthätigsten Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten hatte zu dieser Zeit noch der Erzbischof Thomas Cranmer geübt. Dieser ausgezeichnete Mann hatte Luthers Lehre in Deutschland kennen gelernt, auch selbst fleißig in der Bibel und den Kirchenvätern geforscht, so daß er nun von der Nichtigkeit der meisten Lehren der katholischen Kirche überzeugt war. Er hatte — und wir wollen hoffen, nicht aus Menschengefälligkeit — zu der Ehescheidung des Königs gerathen, und verdankte hauptsächlich diesem Umstande seine Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl. Nur mit großer Vorsicht konnte er bei dem Eigensinn und der Unbeugsamkeit

Heinrichs seiner evangelischen Ueberzeugung Eingang und Verbreitung verschaffen. Erst nach Heinrichs Tode bekam er freiere Hand. Da dessen Sohn und Nachfolger Eduard VI., der ganz in den Grundsätzen der Reformation erzogen war, bei seiner Minderjährigkeit unter der Vormundschaft von dem ebenfalls evangelisch gesinnten Grafen von Herfort stand, so wirkte Cranmer in Gemeinschaft mit diesem eifrig für die Verbesserung der Lehre, während man in Ansehung des Gottesdienstes und der Kirchenverfassung immer noch viel von den katholischen Formen beibehielt. Cranmer war der lutherischen Lehre zugethan; es waren aber nach England um diese Zeit viele reformirte Theologen gekommen, welche nach und nach großen Einfluß gewannen. So geschah es denn, daß die Artikel des Glaubens, welche nunmehr für die englische Kirche festgesetzt wurden, mehr die Mitte hielten zwischen der lutherischen und reformirten Lehre. Dieser Richtung folgte auch die neue Liturgie, die man einführte, obgleich sie in ihren Formen noch manches Katholische hatte. Alle diese Einrichtungen waren ohne große Schwierigkeiten gemacht worden, und als Eduard nun selbst die Regierung übernahm, schien sich der neue kirchliche Zustand Englands auf immer befestigen zu wollen. Dem tiefer Blickenden konnte indeß nicht entgehen, daß er noch keine rechte Wurzel in der Gesinnung des Volks gefaßt hatte. Darum war es nöthig, daß diese sich erst recht befestige und bewähre, und dieß konnte nicht besser geschehen, als im Kampfe, welchen denn Gott auch bald herbeiführte, damit es sich entscheide, ob England für die Reformation reif sei, oder nicht.

§. 2. Der Widerstand.

Eduard VI. starb bald nach dem Antritte seiner Regierung. Sogleich begannen heftige Thronstreitigkeiten. Eduard hatte sich nämlich bereden lassen, mit Uebergehung seiner Stiefschwester, Elisabeth, die Großnichte Heinrich VIII., Johanna Gray, zur Nachfolge zu bestimmen, und zwar darum, weil er in ihr die kräftigste Stütze der angefangenen Reformation zu erblicken glaubte. Denn allerdings war Johanna ganz dem Evangelium hingegeben, dabei hatte sie eine seltene Bildung, sie verstand griechisch und hebräisch; und ihr schönster Schmuck war ein unschuldiger anspruchsloser Sinn. Darum wollte sie auch die Krone erst nicht annehmen, und nur die dringendsten Bitten der vornehmsten Staatsbeamten vermochten sie dazu. Es zeigte sich aber auch hier bald, wie es nicht gerathen ist, um eines guten Zweckes willen die unbestrittenen Rechte anderer zu kränken, und also Böses zu thun. Nur 9 Tage behauptete Johanna den Thron; dann rief das Volk Maria, die älteste Tochter Heinrichs zur Königin aus. Die Rathgeber Johanna's wurden zum Tode verurtheilt, und sie selbst, nachdem sie ein halbes Jahr gefangen gesessen hatte, mußte das Blutgerüst besteigen 1554. Sie büßte damit freilich ihre unzeitige Nachgiebigkeit; doch wurde ihr Tod ein Märtyrertod. Man gab sich alle ersinnliche Mühe, sie zum Abfall vom evangelischen Glauben zu bewegen, aber allen diesen Versuchen setzte sie die größte Standhaftigkeit entgegen. Einen Tag vor ihrer Hinrichtung schrieb sie noch einen rührenden Brief an eine ihrer Schwestern. „Bete,"

sagte sie unter anderm hier, „um Erkenntniß des heiligen Gesetzes Gottes. Lebe immer, um zu sterben, damit du durch den Tod das ewige Leben ererbest. Laß fahren die Welt, entsage dich dem Satan, opfere hin das Fleisch. Deine ganze Liebe schenke dem Herrn. Bereue deine Fehltritte, aber sei auch stark im Glauben. Freue dich in Christo und nimm sein Kreuz auf dich. Und was meinen Hingang betrifft, so freue dich dessen auch, wie ich mich freue, denn ich werde entlediget werden dieser Verderbniß, und zum Unverweslichen übergehen, denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß, indem ich das sterbliche Leben verliere, ich das unsterbliche erlange, welches ich Gott bitte auch dir zu geben und die Gnade zu verleihen, in seiner Furcht zu leben und im wahren christlichen Glauben zu sterben. Von diesem Glauben weiche nicht, weder aus Hoffnung zum Leben, noch aus Furcht vor dem Tode." Auf der Richtstätte angelangt, grüßte sie ehrerbietig die Umstehenden, hielt eine kurze Anrede an das Volk, forderte es auf, mit ihr zu beten, und las mit lauter Stimme den 51. Psalm. Dann ordnete sie ihren Anzug zur Hinrichtung, und als sie die Worte gesprochen: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" fiel ihr Haupt. Sie starb im 17. Jahre ihres Alters.

Schon vor Johanna's Tode hatten die Verfolgungen der Protestanten begonnen; nun vermählte sich Maria mit Philipp II. von Spanien, der es denn freilich an nichts fehlen ließ, sie in ihrem Vorsatze, die evangelische Lehre um jeden Preis zu unterdrücken, zu bestärken. Sie knüpfte die von ihrem Vater aufgehobene Verbindung mit dem

Papste wieder an, und erbat sich von ihm den berühmten Kardinal Polus, damit er in England alles wieder auf den alten Fuß setze. Diesem Manne muß aber zu seiner Ehre nachgesagt werden, daß er nicht mit Gewalt, sondern nur auf dem Wege der Ueberzeugung für die katholische Lehre wirken wollte, denn er glaubte fest, daß sie durch ihre innere Wahrheit sich allein Bahn machen werde. Maria aber lieh lieber denen ihr Ohr, welche sagten: „die schwarze Seele der Ketzer könne nur durch Blut gereinigt werden.“ Und so fuhr man denn mit den Blutgerichten fort, und zwar vollzog man dieselben zunächst an vornehmen Personen, namentlich an Bischöfen, weil man glaubte, daß man dadurch am wirksamsten die andern abschrecken werde. Als die vornehmsten Opfer fielen die Bischöfe Latimer und Ridley und der Erzbischof Cranmer.

Ridley war ein treuer Gehülfe Cranmers gewesen und hatte mit ihm die Glaubensartikel unter Eduard verfaßt. Mit dem ältern Latimer ward er zugleich ins Gefängniß gesetzt. Der Letztere hatte durch Cranmers Einfluß schon unter Heinrich VIII. die bischöfliche Würde erlangt, hatte sich aber bald, da er sich mit den halben Maßregeln dieses Königs nicht befreunden konnte, wieder in die Stille zurückgezogen. Dessenungeachtet mußte er 6 Jahre im Gefängniß schmachten, bis er unter Eduard VI., der ihn wieder in sein bischöfliches Amt einsetzte, eine sehr heilsame und kräftige Wirksamkeit übte. Jetzt saß er nun wieder im Kerker. Er war ein gelehrter, frischer, freier Mann, den der gute Muth auch in den öden Kerkermauern nicht verließ. Als er einst das Gefängniß sehr schlecht geheizt fand,

rief er den Hauptmann der Wache zu sich und bemerkte ihm, wenn es die Absicht der Regierung sei, ihn verbrennen zu lassen, möge er doch dafür sorgen, daß er nicht zuvor erfriere. Ridley und Latimer stärkten einander wie Brüder. „Laßt uns standhaft und unbeweglich sein,“ sprachen sie zu einander, „damit wir solche Philipper sind, die nicht nur an Christum glauben, sondern auch für ihn zu leiden wissen.“ Und als eine gottselige Frau, welche Ridley am Tage vor seinem Tode noch einmal sehen wollte, ihn heftig beweinte, sagte er, er lade sie auf den nächsten Tag zu seiner Hochzeit ein; zwar müsse er ein bitteres Frühstück einnehmen, aber um so herrlicher sei das Freudenmahl, das ihn am Mittag erwarte. Auf dem Richtplatze wollte Ridley noch einige Worte zum Volke reden; als ihm aber der Mund zugehalten wurde, sprach er gelassen: „Wir übergeben also unsere Sache dem allmächtigen Gotte.“ Der greise Latimer stand wie ein Verklärter da. „Sei gutes Muths,“ sprach er zu Ridley, „wir werden heute eine solche Fackel anzünden in England, die, wie ich zu Gott hoffe, niemals auslöschen soll.“

Nicht so muthvoll bewies sich Anfangs Cranmer, obgleich an ihm die Reformation doch die erste und vornehmste Stütze in England gefunden hatte. Man wußte ihn durch die Qualen einer dreijährigen Gefangenschaft und durch unablässige Bestürmungen dahin zu bringen, daß er eine Schrift unterzeichnete, worin er bekannte, geirrt zu haben, und endlich versprach, alles zu glauben, was die katholische Kirche zu glauben befehle. Aber das war der grausamen Marie noch nicht genug. Man

stellte ihn auf ein Gerüst, wo er vor allem Volke seine Abschwörung wiederholen sollte, um dann durch den Tod seine Vergehen gegen die Kirche zu sühnen. Aber der Anblick des gewissen Todes erweckte die für den Augenblick gesunkenen Glaubenskräfte wieder. Mit einem neuen Geiste angethan, erhob sich der erst so niedergeschlagene Mann, bat Gott öffentlich um Vergebung für seine augenblickliche Schwäche, dann bezeugte er dem Volk, daß er nur aus Todesfurcht jenes falsche Bekenntniß unterschrieben habe, und indem er darauf seine Hand ins Feuer streckte, sprach er: „Dieselbe Hand, welche unterschrieben hat, soll auch zuerst Strafe leiden." Dann übergab er auch den übrigen Körper den Flammen und starb im 67. Jahre seines Alters 1556. Dieses zuletzt doch so ruhmwürdige Ende des einst so hochgestellten Mannes konnte die Achtung und Liebe nur vermehren, welche er in seinen frühern Jahren durch seinen gottseligen Wandel bei dem Volke sich schon erworben hatte. Alles, was er besaß, hatte er zum Besten der Armen angewandt; seine Tafel stand jedem Hungrigen offen und in seinem Palaste hatte er ein Hospital für arme Matrosen. Bescheiden und freundlich gegen jedermann, war er auch stets bereit, persönliche Beleidigungen zu verzeihen. Einst hatte ein feindlich gesinnter Priester in einer Bierschenke über den Erzbischof gespottet und gesagt, er habe nicht mehr Gelehrsamkeit, wie eine Gans. Er wurde ergriffen und vor den Erzbischof geführt. Dieser fragte ihn freundlich, ob er ihn denn kenne. Als jener es verneinte, sagte er bloß, warum er denn so voreilig über ihn urtheile. Wenn er an seiner Gelehrsam-

keit zweifle, so wolle er ihm gern Rede stehen, er solle ihn nur prüfen. Da aber der Priester gestand, er kenne bloß seine Muttersprache, versetzte Cranmer: „So werdet ihr doch in eurer englischen Bibel bewandert sein. Sagt mir also: Wer war Davids Vater?" Der Priester aber wußte weder dieß, noch wer Salomos Vater war. Da entließ ihn Cranmer bloß mit dem freundlichen Rathe, er möge in Zukunft die Bierhäuser seltener, seine Studirstube desto öfter besuchen, und schickte ihn auf seine Pfarre zurück. Ein ander Mal erfuhr Cranmer, daß sich zwei englische Doctoren gegen sein Leben verschworen haben. Er führte Beide auf sein Studirzimmer, klagte, wie sehr er von einigen hintergangen würde, in die er das größte Zutrauen gesetzt habe, und fragte, wie er sich wohl gegen solche Leute zu verhalten habe. Unbedenklich erwiederten Beide: „Die haben den Tod verdient!" Da hob der Erzbischof beide Hände gen Himmel und rief: „Gütiger Gott, auf wen kann sich wohl ein Mensch verlassen!" Dann zeigte er ihnen die Briefe, die ihre Verrätherei bewiesen; und als sie nun zitternd ihm zu Füßen fielen, versprach Cranmer, ihnen zu vergeben und für sie zu beten, nur eins sollten sie nicht von ihm verlangen, daß er künftig noch ein Vertrauen in sie setze. Erinnerungen an solche Züge erhöheten jetzt nur den Einfluß, den der muthvolle Märtyrertod des ausgezeichneten Mannes an und für sich schon zu üben im Stande war. Trotz aller Verfolgungen, welche allein im Jahre 1556 fünf und achtzig Protestanten das Leben kosteten, breitete sich die Reformation immer weiter aus, bis man nun endlich daran dachte, die spa=

nische Inquisition förmlich auf englischen Boden zu verpflanzen. Doch dazu sollte es nicht kommen; die Trübsale, mit welchen Maria die Kirche Gottes heimgesucht, hatten ihren Zweck erfüllt; die Verfolgerin starb plötzlich 1558, von niemand beweint, als den römischen Priestern; und die Zeit war da, wo die Reformation der englischen Kirche, wenn auch unter fortwährenden Stürmen, sich auf immer begründen sollte.

§. 3. Die Begründung der englischen Kirche.

Die eigentliche Begründerin der englischen oder anglikanischen, oder, wie man sie auch sonst nennt, bischöflichen Kirche ist die Königin Elisabeth geworden. Sie war auch eine Tochter Heinrichs VIII., und zwar aus der Ehe mit Anna Boleyn entsprossen. Schon im dritten Jahre ihrer Mutter beraubt, hatte sie eine harte Jugend zu bestehen. Durch die Fürsorge des Erzbischofs Cranmer war sie in den Grundsätzen der Reformation erzogen worden, und überdieß übte sie ihren starken umfassenden Geist mit großer Ausdauer und großem Erfolge in den Wissenschaften; sie las die lateinischen und griechischen Schriftsteller. Von ihrer Stiefschwester Maria hatte sie viel zu leiden, und zwei Mal wurde sie von ihr gefangen gesetzt, bis sie endlich ihre Freiheit wieder erhielt, und von da an in steter Zurückgezogenheit auf dem Landgute Hatfield ihre Tage hinbrachte. Hier war es auch, wo sie die Nachricht von ihrer Erhebung auf den Thron erhielt. Elisabeth fiel auf ihre Kniee, dankte Gott und sprach: „Das ist des Herrn

Werk und wunderbar in unsern Augen." Vielseitig gebildet, durch das Unglück gestählt, mit dem festen Vorsatze, ihr Volk glücklich zu machen, und die einander schroff entgegenstehenden Partheien möglichst zu vereinigen, trat sie die Regierung an. Sie hatte es auf der einen Seite zu thun mit einer zahlreichen Priesterschaft aus den Zeiten Marias, welche jeder Reformation feind war, und auf der andern Seite mit einer durch die vorigen Verfolgungen aufgeregten Volksmasse, welche mit jeglicher Gewalt ihr Bahn brechen wollte. Mit Kraft, Weisheit und Milde machte sie zuerst die Grundsätze einer allgemeinen religiösen Duldung geltend, und bethätigte sie dadurch, daß sie alle Kerker öffnete, wo um des Glaubens willen Verfolgte saßen, aber auch allen Verfolgern verzieh. Sie wünschte selbst, mit dem Papste in gutem Vernehmen zu bleiben; aber als dieser herrischer Weise ihr vorwarf, sie habe gar nicht einmal ein Anrecht auf den englischen Thron, weil sie aus einer von ihm nicht anerkannten Ehe entsprossen sei, lösete sie sofort jede Verbindung mit ihm auf, und übernahm nun selbst die Oberherrschaft über die Kirche, wie sie jetzt noch die englischen Könige üben, und ließ sich von den Geistlichen den sogenannten Eid der Suprematie leisten. Die sich dieses Eides weigerten, wurden entlassen, aber mit anständigen Ruhegehalten versorgt. Im Uebrigen aber behielt Elisabeth die ganze bischöfliche Verfassung der römischen Kirche in allen ihren Gliederungen bei, gerade wie sie noch heute besteht. Die englische Kirche hat Erzbischöfe, welche im Reiche die erste Stelle nach dem Könige einnehmen, reiche und vornehme Bischöfe, und eine

Menge anderer geistlicher Würdeträger, welche oft nur ihre hohen Gehalte beziehen, und entweder gar nichts dafür thun, oder sich Stellvertreter (Vicare) halten, die sie mit spärlichem Lohne besolden. Dann führte Elisabeth die ebenfalls noch heute geltende Liturgie ein, welche auf Grundlage der frühern, unter Eduard schon gegebenen, ausgearbeitet war, und die Mitte hielt zwischen dem überladenen Dienst der Messe und dem allzu einfachen reformirten Gottesdienste. Die früher verfaßten Glaubensartikel wurden endlich auch noch einmal durchgesehen, und das Bekenntniß der Kirche in den jetzt noch geltenden 39 Artikeln niedergelegt. Diese Artikel enthielten nun allerdings wesentlich die Lehrsätze des reinen evangelischen Glaubens, und es konnte sich von da aus ein echt evangelisches Leben auch entwickeln. Es war auch nichts dagegen zu sagen, daß man für's erste noch einige Formen aus der alten Kirche beibehielt; that das doch auch Luther! Aber er that es darum, weil er sie für etwas Unwesentliches hielt, und wollte es der Zeit überlassen, sie umzuändern. Es war aber etwas Unevangelisches, daß Elisabeth einen so hohen Werth auf diese Formen legte, und ihre Geltung mit Zwang durchführen wollte, und das gab denn auch Veranlassung zu den schrecklichen Partheikämpfen, die nun folgten, und deren die Geschichte nur mit Trauer gedenken kann.

§. 4. Partheikämpfe und ihr letzter Erfolg.

Die Verfolgungen Marias hatten eine Menge Protestanten ins Ausland vertrieben. Diese befreundeten sich hier besonders mit den einfachen Formen der reformirten Kirche; und als sie unter Elisabeth nach England zurückkehrten, wollten sie sich um so weniger ihren Einrichtungen bequemen, als ihr Märtyrerthum ihren Haß gegen alles, was an die römische Kirche erinnerte, nur erhöht hatte. Sie wollten von dieser ganz los sein und nannten sich deßhalb „Reine" Puri oder Puritaner. Elisabeth fürchtete, daß die eben erst begründete Reformation sogleich wieder in sich zerfallen werde, wenn diese Leute freie Hand bekämen. Mit Hilfe des Parlaments erließ sie daher die sogenannte Uniformitätsacte 1562, wonach alle diejenigen, welche der englischen Liturgie sich nicht bequemen wollten, mit Geldstrafen, Gefängniß und Landesverweisung belegt werden sollten. Die sich fügten, hießen nun Conformisten, die es nicht thaten, Nonconformisten, und deren war eine so große Zahl, daß die gedachten Strafen bald in Anwendung gebracht werden mußten, was nun eine große Gährung in den Gemüthern hervorbrachte, welche jedoch erst nach Elisabeths Tode recht zum Ausbruch kam.

Da Elisabeth unvermählt gestorben war, kam eine neue Herrscherfamilie, die der Stuarts auf den Thron. Jacob I., früher nur König von Schottland, vereinigte jetzt beide Kronen auf seinem Haupte. Er war zwar in puritanischen Grundsätzen, welche in Schottland zur Geltung gekommen waren, erzogen worden, hatte aber einen Wider-

willen dagegen gefaßt, und hielt nicht nur die englische Kirchenverfassung aufrecht, sondern begünstigte auch die Katholiken. Diese zwar vergalten ihm seine Freundschaft für sie schlecht, weil er doch noch nicht ganz der Ihrige sein wollte, indem sie die sogenannte Pulververschwörung stifteten, durch welche sie den König sammt dem Parlamente in die Luft sprengen wollten, was aber mißlang. Der König kam aber dadurch doch nicht von seinem Sinn zurück, und sein Nachfolger, Carl I., der 1625 die Regierung übernahm, trat in seine Fußstapfen. Eine Menge unglücklicher Umstände vereinigten sich jetzt, um die Spannung der Partheien aufs höchste zu treiben. Zum ersten dauerte die Begünstigung der Katholiken und die Verfolgung der Puritaner fort; dann versuchte der König auch die Einführung der englischen Liturgie in Schottland, was aber nur zu ernstlichen Unruhen, zur Stiftung eines Glaubensbundes (Covenant) unter den Puritanern und zuletzt gar zu einem förmlichen Kriege Anlaß gab; endlich brach unter den Irländern, denen man mit großer Willkühr unter den vorigen Regierungen die englische Kirchenverfassung aufgezwungen hatte, im Jahre 1641 eine furchtbare Verschwörung aus, in welcher an 40000 Protestanten das Leben verloren.

Die erbitterten Puritaner bezeichneten Carl als Anstifter des schrecklichen Blutbades; und in dem Parlamente that sich nach und nach eine Parthei auf, welche es sogar noch weiter trieb, als die Puritaner. Es waren die sogenannten Independenten. Zu ihnen gehörte Oliver Cromvell, der bald das ganze Parlament beherrschte, und mit Hilfe

desselben ein Heer zusammenbrachte, welches er gegen Carl führte. Dieser floh zu den Schotten, ward von ihnen ausgeliefert, und es geschah nun eine That, welche auf den protestantischen Namen einen unaustilgbaren Flecken gebracht hat, eine That, welche aufs Neue beweiset, daß es allemal von den schrecklichsten Folgen ist, wenn in den Kampf des Glaubens sich die Leidenschaft und die äußere Gewalt mischt.

Schon früher war als Opfer dieses falschen Protestantismus der Erzbischof Wilhelm Laud gefallen. Dieser Mann, der von den Geschichtsschreibern als ein frommer und rechtschaffener Mann bezeichnet wird, war weder offenbarer noch heimlicher Katholik; er lehnte den Cardinalshut ab, den ihm der Papst anbot, und sagte, ehe Rom sich nicht ändere, könne und werde er ihm nicht dienen. Aber er hatte eine übertriebene Vorliebe für die bischöfliche Verfassung und für die katholischen Gebräuche beim Gottesdienste, und wie es im Geiste der damaligen Zeit lag, verfuhr er nicht ohne Härte gegen die Puritaner. Nachdem das Parlament sich gegen Carl erklärt hatte, wurde er sogleich gefangen genommen, und nach kurzem Verhör, in welchem er sich würdig verantwortete, zum Tode verurtheilt. Gefaßt und heiter ging er zum Blutgerüste und hielt von da herab noch eine lange rührende Anrede an das Volk, in welcher er laut bezeugte, daß er der englischen Kirche treu angehangen habe bis an sein Ende, daß er aber „die Meinungen nicht habe anbeten wollen, welche das Volk festsetze,“ daß noch schwere Zeiten über die schrecklich zerrissene Kirche einbrechen werden, daß er

aber allen von Herzen vergebe, welche ihm Unrecht gethan, in Geduld laufen wolle in dem Kampfe, der ihm verordnet sei, und daß er in der Hoffnung sterbe, einen gnädigen Gott zu finden.

Und diesem Manne folgte nun im blutigen Tode König Carl selbst. Vergebens legte er Einspruch gegen die Giltigkeit des ihn richtenden Parlaments ein. Mit ruhiger Fassung vernahm er sein Todesurtheil. Die letzten Stunden, welche ihm vergönnt waren, brachte er im Gebete zu und im Gespräche mit einem Geistlichen. Er nahm Abschied von seinen Kindern und empfing noch an seinem Todestage das heilige Abendmahl. Auf dem Wege zum Blutgerüste ermahnte er seine Begleiter, ihre Schritte zu beschleunigen, damit er die irdische Krone bald gegen die himmlische vertauschen könne.

Dort angelangt, sprach er: „Ich sterbe als Christ, im Glauben der englischen Kirche, wie er mir von den Vätern überliefert ist, ich habe eine gute Sache und einen gnädigen Gott, mehr will ich nicht sagen.“ Dann untersuchte er selbst den Block, ob er auch feststehe, und legte sein Haupt darauf. „Es giebt nur noch einen kurzen, aber schmerzlichen Gang,“ rief der ihm beistehende Geistliche, „er wird euch von der Erde zum Himmel tragen, ihr eilet einer herrlichern Krone entgegen.“ Ein Hieb trennte das Haupt vom Rumpfe. In tiefem Schweigen stand das Volk da. Viele eilten, ihre Tücher in das Blut zu tauchen. Die königliche Leiche ward in den Palast zurückgetragen und in einem bleiernen Sarge in der Stille beigesetzt, der die einfache Inschrift trug: König Carl 1649.

Es ist eine Erfahrung, welche in der Geschichte sich stets wiederholt, daß die gewaltsame Hinwegschaffung eines vermeintlichen Tyrannen, sonderlich wenn er ein gekröntes Haupt ist, viel schrecklichere Tyrannei hervorruft. So geschah es auch hier. Das vergossene Königsblut blieb nicht ungerochen.

Der Mann, welchen die göttliche Gerechtigkeit zunächst gebrauchte, um ihre Strafen an dem königsmörderischen Volke zu vollziehen, war der oben genannte Oliver Cromvell. Er war 1599 geboren, war frühe zu den Wissenschaften zwar angehalten worden, hatte aber vielmehr seine Jugendzeit in Ausschweifungen vergeudet, und sich nur durch Raufereien berüchtigt gemacht. Nachdem er sein väterliches Erbtheil in Trunk und Spiel verschleudert hatte, ließ ihn plötzlich eine innere Unruhe nicht mehr auf dem betretenen Wege fortschreiten, er schloß sich den hitzigsten unter den puritanischen Eiferern an, veranstaltete religiöse Zusammenkünfte, hielt seinen Hausleuten lange Predigten und erbot sich, allen denen, welchen er im Spiele Geld abgenommen hatte, solches wieder herauszugeben. Bald wurde er von seiner Vaterstadt zum Abgeordneten im Parlamente erwählt, wurde jedoch zuerst von niemand sonderlich bemerkt, da er häßlich von Person, schmutzig in seinem Anzuge und grob in seinen Sitten war. Mehr that er sich beim Ausbruch des Krieges hervor. Mit Erlaubniß des Parlaments warb er eine eigne Reiterschaar. Diese wußte er durch seine Entschlossenheit, durch seine sichere Führung mächtig für sich zu begeistern; und nicht lange dauerte es, so stand er an der Spitze

des ganzen Heeres, und das Parlament war auch in seiner Gewalt. Diese Macht erlangte er aber hauptsächlich durch seine Glaubensrichtung. Es war damals eine wunderbar bewegte Zeit, und ein mächtiger Glaubensdrang regte sich in allen Gemüthern. Nur dadurch waren Erscheinungen möglich, wie wir sie unter Cromvell finden. Dieser konnte seine Soldaten in stundenlangen Predigten zur Buße, zu gottesfürchtigem Wandel, zur brüderlichen Liebe, zum Gebet für die Bekehrung ihrer Feinde ermahnen; und das ganze Heer war eine Betgenossenschaft, die weder ohne Gebet und Bußübung in die Schlacht ging, noch das geringste Werk vornahm; und eben so rüstete sich das Parlament zu seinen Berathungen mit langen Gebeten und alle Beschlüsse wurden unter Anrufung Gottes gefaßt und im Namen Gottes bekannt gemacht.

In solchen mächtig bewegten Zeiten thun vor allem Männer noth, welche in besonnener Kraft den brausenden Strom in die rechte Bahn leiten. Cromvell war nicht ein solcher. Wir leugnen nicht, daß er wohl etwas von der Kraft der göttlichen Gnade an seinem Herzen erfahren habe, aber gewiß hat es ihm an einer gründlichen Buße gefehlt; sei es nun mehr bewußt oder unbewußt, immer hat er seine religiöse Begeisterung in den Dienst der Selbstsucht hingegeben, und wir finden bei ihm nur jene zügellose Schwärmerei, welche immer da entsteht, wo Fremdartiges bei einem erhöheten Glaubensleben zur Herrschaft kommt. Wir haben gesehen, daß die Puritaner durch die Heftigkeit des Widerstandes, den sie fanden, immer weiter getrieben wurden, indem aus ihnen die Independenten

hervorgingen. Diese traten in einen solchen Gegensatz gegen die fest gegliederte englische Kirche, daß sie den Kirchenverband eigentlich ganz auflöseten und nur noch von einzelnen ganz freien selbstständigen Gemeinden etwas wissen wollten. Und unter ihnen entstand eine Parthei, die Levellers, welche gar für jeden einzelnen Christen die unbeschränkteste Willkühr in kirchlichen, selbst in politischen Dingen in Anspruch nahmen. Wie Cromvell von Anfang an den Puritanern ergeben war, so war es kein Wunder, daß er bei seiner natürlichen Entschlossenheit und Heftigkeit den unter ihnen sich kund gebenden Bewegungen folgte; er wurde das Haupt dieser Partheimänner, und weil ihr Kampf nun zugleich ein Kampf gegen den König und die bestehende Obrigkeit war, mußten sich immer mehr weltliche Interessen und menschliche Leidenschaften in seinen vermeintlichen Glaubenseifer mischen, und in dieses trübe und schreckliche Gemisch zog er nun die wildbewegte Menge auch immer mehr herein. Er war es, der für den Königsmord stimmte und ihn hauptsächlich bewirkte; indem er zuerst davon redete, sagte er im Parlament: „Noch vor wenigen Wochen würde er den verabscheut haben, der davon gesprochen, aber da die göttliche Vorsehung die Versammlung selbst auf diesen Gedanken gebracht, könne er nichts thun, als sich dem Willen des Herrn unterwerfen. Noch kürzlich habe er für die Wiedereinsetzung des Königs beten wollen, aber die Zunge habe ihm plötzlich am Gaumen geklebt, ein deutliches Zeichen, daß Gott den König verworfen habe.“ Nach der Hinrichtung des Königs, welcher Cromvell aus einem Fenster zugesehen hatte, sprach dieser: „Nun ist die Religion gerettet und die Frei-

heit von Tausenden gegründet. Die Grundpfeiler der englischen Republik sind befestigt. Laßt uns jetzt unser Leben daran wagen, den Staat blühend zu machen, und die Ruhe von Außen zu sichern." Dessenungeachtet war es bald gerade wieder Cromwell, der unter dem Deckmantel der Frömmigkeit die Republik vernichtete, indem er selbst nach der höchsten Herrschaft strebte. Er sprengte das Parlament, welches seinen Absichten entgegen stand, mit seinen Soldaten. „Was sollen wir," sprach er, „mit diesem Gesindel, welches den Bekennern des Evangeliums eine Schmach und ein Aergerniß ist? Ich habe den Herrn Tag und Nacht angerufen, daß er mich lieber hinwegnehmen, als meine Hand zu solchem Werk gebrauchen möchte." Und als er ein neues Parlament, zu dessen Wahl die Partheien die Listen von ihren „gläubigsten, gottesfürchtigsten, und allen Sünden des Fleisches feindlichsten Gliedern" einsenden mußten, bestellt hatte, sagte er: „Wir sind berufen zu dem Streite des Lammes mit seinen Feinden; wir sind angelangt an der Schwelle des Eingangs, bei dem äußersten Saume der Verheißungen der Propheten. Gott hat sich erboten, sein Volk aus den Tiefen zu erretten, Juda heim zu führen u. s. w." Und von des Morgens sechs Uhr bis acht Uhr Abends wurde gebetet und gepredigt und die ganze Zeit angewendet, den Herrn zu suchen. Gerade jetzt aber trat ein Oberst in die Versammlung und fragte: „Was macht ihr da?" Als man ihm erwiederte: „Wir suchen den Herrn!" antwortete er: „Da müßt ihr wo anders hingehen, denn, wie ich gewiß weiß, ist er schon seit mehreren Jahren nicht hier gewesen."

Das war wohl sehr richtig; und Cromvell fand sich auch sehr bald bewogen, dieß Parlament wieder aufzulösen, da es seinen Absichten nicht entsprach, und ruhete nicht, bis er alle Gewalt im Staate an sich gerissen und zum Protector des Reichs ernannt war. Die schrecklichsten Kämpfe zerrissen das Reich. Eine fürchterliche Rache war an Irland genommen; ein Krieg war auch ausgebrochen zwischen den Schotten, den Anhängern der puritanischen Grundsätze, und Cromvell. In beiden Heeren herrschte die maßloseste Schwärmerei. Die schottischen Geistlichen verleiteten die Heerführer, alle Regeln der Klugheit außer Acht zu lassen; sie hatten Gott angekündigt, er solle nicht mehr ihr Gott sein, wenn er ihnen nicht den Sieg über die Ketzer gebe. „Sehet,“ rief wiederum Cromvell den Seinen zu, „Gott hat sie in unsere Hände gegeben!“ und er trug den Sieg davon. Nachdem Cromvell sich in seiner Macht befestigt sah, gewährte er mit Ausschluß der Katholiken und der Anhänger der bischöflichen Kirche ziemlich allen Religionsmeinungen freie Duldung, und eine Menge Secten tauchten nun auf. Dabei übte er doch die größte Tyrannei und das entfremdete ihm immer mehr die Herzen des Volks. Vielen erschien er als ein Scheinheiliger, der unter dem doppelten Deckmantel der Religion und der Vaterlandsliebe wie ein nächtlicher Dieb in die Verfassung einbräche und dem Volke seine Freiheit raubte. Wie es in seinem Herzen ausgesehen habe, wer mag es ergründen? Es wird von den einen erzählt, daß ihm das böse Gewissen keine Ruhe gelassen habe, daß er vor der geringsten Bewegung erzittert, und darum auch nie ohne starke Bedeckung und

ohne Panzer ausgegangen sei, während andere seine Unerschrockenheit rühmen. Auch in der Todesstunde zeigte sich ein eigenes Gemisch von schwärmerischer Zuversicht und Verzagtheit. Er fragte seinen Beichtvater, ob es seine Richtigkeit mit dem Satze habe, daß, wer einmal in der Gnade Gottes gestanden, nie wieder aus derselben herausfalle. Und als der Geistliche ihm das bejahete, antwortete er: „Nun wohl mir! Denn das weiß ich gewiß, daß ich einmal im Stande der Gnade gewesen bin.“ Ein schrecklicher Sturm erhob sich in der Todesstunde Cromwells und gab ein sprechendes Bild von dem Gemüthszustande des Sterbenden.

Nach Cromwells Tode gelang es Carl II., dem Sohne des hingerichteten Königs, den Thron wieder zu besteigen. Eine Gegenwirkung der gewaltsamsten Art trat wieder ein. Die bischöfliche Kirche ward wieder hergestellt; an 2000 puritanische Geistliche legten ihre Stellen nieder, und Carl trat zuletzt selbst noch zur römischen Kirche über. Noch ärger machte es Jacob II. Unter ihm begannen wieder offenbare Verfolgungen und Hinrichtungen der Protestanten. Da brachte die allgemeine Noth eine Vereinigung der Anhänger der bischöflichen Kirche und der Dissenters, wie man in England alle abweichenden protestantischen Religionspartheien nennt, zu Stande; sie riefen den Eidam des Königs Wilhelm von Oranien ins Land, und unter ihm trat endlich eine weise Duldung ein und es entwickelten sich die Verhältnisse naturgemäß, wie sie jetzt noch bestehen. Die bischöfliche Kirche nahm ihre Stellung als die herrschende Kirche in England ein; aber weil sie doch einmal in ihren steifen halb-

katholischen Formen die Bedürfnisse des freien evangelischen Geistes nicht zu befriedigen vermochte, so erzeugte dieser neben ihr immerfort neue Religionspartheien und Secten (Dissenters), so daß in keinem Lande Europas derselben so viele auch noch jetzt vorhanden sind, als in England. Es ist dieß an sich betrachtet ein Uebel, oder doch auch wieder eine Wohlthat für die englische Kirche, welche ohne diesen nothwendigen Gegensatz gewiß immer mehr in sich erstarren würde. In den neusten Zeiten kämpfen zwar auch inmitten der englischen Kirche zwei Partheien mit einander, die Evangelischen (evangelical men), welche ein freieres evangelisches Glaubensleben in der Kirche zu erwecken suchen und den Dissenters näher stehen, und die Hochkirchlichen (high churchmen), welche vor allen Dingen die äußern Formen der bischöflichen Kirche aufrecht erhalten wissen wollen, und aus ihnen ist neuerlich eine Parthei hervorgegangen, die sogenannten Puseyiten, welche eine sehr bedenkliche Annäherung an den Katholicismus zeigt. Auch sind in den letzten Tagen bedeutende Uebertritte zur katholischen Kirche vorgekommen. Dessenungeachtet regt sich, besonders durch die Thätigkeit der Dissenters in der protestantischen Kirche Englands, ein christliches Leben, wie in keiner Kirche des Festlandes, dessen schönste Blüthe die großartigen Bestrebungen der Bibel- und Missionsgesellschaften sind und eine Menge anderer christlicher Vereine für Rettung und Erziehung verwahrloster Kinder, für Besserung der Gefangenen, für Befreiung der Sclaven, für Heiligung des Sonntags u. s. w.

In der bischöflichen Kirche zeichnet sich besonders ein Verein durch seine großartigen Unterneh-

mungen aus: Der Verein zur Erbauung neuer Kirchen. In keinem Lande hat die Bevölkerung so reißend in neuer Zeit zugenommen als in England. Ums Jahr 1700 betrug sie 5,475000 und jetzt 16,000000. Dadurch ist natürlich ein großes Mißverhältniß der Bevölkerung zu den vorhandenen Kirchen entstanden. Und schon 1712 fand es sich, daß in London 200000 Menschen ohne Kirchen waren, und es wurde schon damals beschlossen, 50 neue Kirchen zu erbauen, was aber nicht zur Ausführung gekommen ist. Im Jahre 1834 wurde ermittelt, daß in den östlichen und nördlichen Distrikten des Landes auf 19000 Seelen immer nur 1 Kirche und auf 14000 Seelen nur 1 Geistlicher komme. In der Gegend von Manchester hatten 1831 98000 Seelen nur 1 Kirche. Ein Jahrhundert hindurch geschah fast nichts zur Hebung dieser schreienden Uebelstände. Erst 1818 wurde wieder vom Parlament 1 Million, 1825 noch eine halbe Million Pfund Sterling für die Erbauung neuer Kirchen bewilligt, wodurch es 1840 möglich geworden war, schon 258 neue Kirchen zu erbauen. In demselben Jahre bildete sich nun auch eine Gesellschaft zur Erbauung und Herstellung von Kirchen, welche 1840 die Summe von 262,616 Pfund Sterling durch freiwillige Beiträge aufgebracht, mit Hülfe von Lokalsammlungen 317 ganz neue Kirchen hergestellt und den Raum in 1289 Kirchen erweitert hatte. Der Zweck der Gesellschaft ist, für jede 3—4000 Seelen eine Kirche zu erwerben. Der Bischof von London forderte 1836, daß 50 neue Kirchen für London gebaut würden, und 1845 waren schon 45 davon fast vollendet. In einem Jahre

(1836—37) kamen durch den Londoner Verein 117423 Pfund ein; der Bischof von London gab allein 2000 Pfund Sterling, ein anderer Geistlicher, der sich nicht nannte, 5000 Pfund. Dadurch ist es aber auch geschehen, daß in einer Parochie von London, Islington, seit 1826 7 neue Kirchen erbauet und 18 Geistliche für eine Bevölkerung von 40—50000 Seelen bestellt sind.

§. 4. Die Methodisten.

Ehe wir zum Bericht über die schottische Kirche übergehen, müssen wir noch einer Erscheinung in der englischen Kirche ausführlicher erwähnen, welche nicht allein einen bedeutenden Einfluß auf die Belebung derselben geübt hat, und noch übt, sondern auch ein sprechendes Bild giebt von der Thätigkeit und dem Leben der ihr nicht angehörigen Kirchenpartheien, so daß unsere Anschauung von der Gesammtheit dieser Kirche dadurch vervollständigt wird. Die christliche Gemeinschaft, von der wir reden wollen, steht in einem ganz ähnlichen Verhältnisse zur englischen Kirche, wie die Brüdergemeinde zur deutsch evangelischen. Eine Secte können wir sie nicht nennen, denn sie steht mit der englischen, wie mit der gesammten christlichen Kirche auf Einem Grund und Boden, und würde auch gar nicht als eine besondere Gemeinschaft aufgetreten sein, wenn sie nicht von der englischen Kirche mit ihren gerechten Ansprüchen zurückgestoßen wäre. Wir meinen die Methodisten. Sie traten zu einer Zeit in England auf, wo auf der einen Seite ein starres äußeres Kirchenthum herrschte, und auf der andern Seite, wie das so

zusammen zu sein pflegt, der Unglaube sich mächtig zu regen anfing, indem die Freigeister mit ihren einflußreichen Schriften schon hervorkamen. Die Dissenters thaten, wie schon bemerkt worden, allerdings etwas, um ein lebendigeres Christenthum anzuregen, allein da sie doch zum Theil so absonderliche Meinungen unterhielten, auch die herrschende Kirche anfeindeten, so konnten sie einen so unmittelbaren Einfluß auf die Erweckung eines lebendigen Glaubens nicht ausüben.

Diese ging nun zunächst aus von den Gebrüdern Wesley. Sie waren die jüngern Söhne des Predigers Samuel Wesley von Epworth in der Grafschaft Lincoln. Der ältere, Johann Wesley, ward 1703 geboren und als ein kleines Kind nur mit Mühe dem Feuer entrissen, das bei nächtlicher Weile in dem Pfarrhause ausbrach. Sein frommer Sinn entwickelte sich so frühe, daß er schon im siebenten Jahre zum Abendmahl zugelassen wurde. Als siebzehnjähriger Jüngling bezog er die Universität Oxford. Er legte hier nicht allein den Grund zu seiner theologischen Gelehrsamkeit, sondern bereitete sich durch Gebet und durch eifrige Beschäftigung mit erbaulichen Schriften auch schon auf seine zukünftige praktische Thätigkeit vor. Dieselbe Universität bezog bald nach ihm sein Bruder Carl Wesley. Dieser führte erst ein sehr weltliches Leben, und zeigte bei seinen Ausschweifungen eben keine sonderliche Neigung, „seines Bruders wegen ein Heiliger zu werden.“ Aber, ergriffen von der göttlichen Gnade, ward er doch bald ein Heiliger, wie sein Bruder, und nun schlossen die Beiden in Gemeinschaft mit noch zwei

gleichgesinnten Freunden im Jahre 1729 einen Bund, um allein dem Herrn zu leben und zu dienen, und erbaueten sich an einigen Abenden in der Woche durch andächtiges Lesen der heiligen Schrift. Bald traten noch mehrere Jünglinge dem Bunde bei, und nun machten es sich alle zur Aufgabe, nicht allein andere in den Taumel eines wüsten Weltlebens versunkene Menschen zur Besinnung zu bringen, sondern auch Kranke und Gefangene zu besuchen und sich armer, verlassener Kinder anzunehmen. Wie es in der Regel so geht, so zogen sie auch bald den Spott der Welt auf sich, und weil man meinte, daß sie eine ganz absonderliche Methode beim Christenthum anwendeten, so hängte man ihnen den Namen Methodisten an.

Bald eröffnete sich den Gebrüdern Wesley ein weiterer Wirkungskreis. Die Vorsteher der neuen Colonie Georgia in Nordamerika wünschten die dortigen Christengemeinden mit tüchtigen Geistlichen zu versehen. Gern folgten beide Brüder der Aufforderung, dahin zu gehen. Johann Wesley ließ sich zu Savannah nieder und entwickelte hier eine außerordentliche Thätigkeit. Seine sonntägliche Arbeit schildert er selbst so: „Das erste englische Gebet dauerte von 5 bis halb 7 Uhr Morgens; das italienische, welches ich mit den Waldensern hielt, begann um 9 Uhr. Der zweite Gottesdienst für die Engländer mit Predigt und heiligem Abendmahl währte von halb 11 bis halb 1 Uhr. Dann katechisirte ich die Kinder; gegen 3 Uhr hielt ich englische Nachmittagskirche, nach deren Beendigung ich mich glücklich fühlte, so viele Leute, als mein größtes Zimmer nur fassen konnte, bei mir

zum Lesen der heiligen Schrift, zu Gebet und Lobgesängen vereinigt zu sehen. Gegen 6 Uhr war der Gottesdienst der mährischen Brüder, an welchem ich nicht als Lehrer, sondern als Schüler Theil nahm." Die Verbindung mit den mährischen Brüdern, welche Wesley schon auf der Hinreise nach Georgia angeknüpft hatte, übte auf ihn einen entscheidenden Einfluß. Er sagt von sich selbst: „Ich ging nach Amerika, die Indianer zu bekehren. Doch, ach, wer wird mich selbst bekehren? Wer befreit mich von diesem armen ungläubigen Herzen? Ich habe eine herrliche Sommerreligion, ich weiß vom Glauben zu sprechen und glaube auch, so lange keine Gefahr da ist, aber blickt der Tod mich an, so ist meine Ruhe dahin." Die getroste Freudigkeit des Glaubens, welche er an den Mitgliedern der Brüdergemeinde bemerkte, scheint ihm vornämlich dieses Geständniß abgedrungen zu haben, und wenn er bisher mehr auf einem gesetzlichen Standpunkte sich befand, und sein Heil überwiegend in einer strengen Zucht, in harten Andachtsübungen gesucht hatte, so ging ihm das freundliche Licht der göttlichen Gnade in dem Verkehr mit den Brüdern immer mehr auf, er ward weicher und milder und das trostvolle Evangelium ward immer mehr der Hauptinhalt seiner Predigten. Nachher verlor sich diese milde Richtung wieder mehr bei ihm und seiner Gemeinschaft. Nach zweijährigem Aufenthalte in Georgia kehrte Wesley wieder nach England zurück, wohin sein Bruder schon früher ihm vorausgegangen war. Hier traten sie nun in Gemeinschaft mit Georg Whitefield, dem Sohne eines Schenkwirths zu Glocester, der, nach mancherlei Schick-

salen zum Glauben geführt, sich ihnen angeschlossen hatte, als öffentliche Prediger auf. Da viele Geistliche ihnen aber die Kanzel verwehrten, auch die Menge der Zuhörer von den Kirchen oft nicht gefaßt wurde, fingen sie an auf freiem Felde zu predigen. Bei Bristol machten sie den ersten Versuch. Der Zudrang war ungeheuer, Hügel und Bäume waren oft mit Menschen bedeckt; und doch dabei eine Stille, eine Andacht, daß Mauern und Gerüste mit der darauf lastenden Menschenmenge einsinken konnten, ohne daß eine merkliche Unterbrechung eintrat. Desto häufiger erfolgten Angriffe von Seiten des Pöbels auf die versammelte Feldkirche. Oft, wenn vom Himmel Regen, Schnee und Hagel auf die entblößten Häupter herabfiel, wurden sie zugleich mit Steinen, faulen Eiern, mit Schimpfreden und Hohngelächter übergossen. Nicht selten schleppte man die Theilnehmer auch vor Gericht. Einst wurde ein ganzer Wagen voll Methodisten vor den Richter gebracht; doch konnte ihnen nichts nachgewiesen werden, als daß sie besser sein wollten, als andere, und vom Morgen bis zum Abend beteten. Einer klagte, die Methodisten hätten sein Weib bekehrt, erst hätte sie eine Zunge gehabt, wie wenige, nun sei sie ganz still und in sich gekehrt, worauf der Richter erwiederte: „Bringt sie zurück und laßt sie die Zungen der ganzen Stadt bekehren.“ Auch die Häuser, in denen sie ihre Versammlungen hielten, blieben von der Wuth des Pöbels nicht verschont. Einmal fuhr derselbe eine Feuerspritze herbei und setzte das Versammlungszimmer unter Wasser; und als die Bedrängten in das obere Stockwerk flüchteten, deckte man die Zie-

geln ab und drang so in das Haus ein. Die Polizeibeamten stellten Wesley vor, es werde nicht eher Ruhe werden, als bis er das Predigen eingestellt habe. Doch beharrlich weigerte er sich, ein solches Versprechen zu geben. Gleiche Standhaftigkeit zeigten Wesleys Genossen, unter andern Johann Nelson, ein Steinmetz aus Bristol. Er war kein ordinirter Prediger, wie die Methodisten denn überhaupt das Lehramt nicht gerade an die Ordination banden, aber mit glühendem Eifer durchzog er Städte und Dörfer, und ermahnte die Leute zur Buße. Man ergriff ihn und steckte ihn unter die Soldaten. Er erklärte, er werde die Waffen gegen seine Brüder nicht brauchen, denn er stehe im Dienste des Friedensfürsten, verwies seinen Kameraden das Fluchen und andere Rohheiten, hielt ihnen Betstunden, bis er endlich den fortgesetzten Mißhandlungen im Tode erlag.

Vorzüglich aber war es Whitefield, der durch seine Kühnheit dem Methodismus überall Bahn brach. Seine Beredtsamkeit übertraf noch die Wesleys. Schon sein feierliches Auftreten hatte etwas höchst Ergreifendes. Seine Rede war immer geistvoll und anziehend, aber nicht gewählt, er machte sich nichts daraus, mit seinem Ausdruck gegen den guten Geschmack zu verstoßen. Dabei war er immer tief bewegt; er stampfte mit dem Fuße, oft unterbrach ein Strom von Thränen seine Worte und manch Mal war er so erschöpft, daß Blutbrechen seiner Predigt folgte. Zerstreut konnte bei derselben niemand sein. Ein Schiffbauer äußerte, er habe sonst bei jeder Predigt, die er in seiner Pfarrkirche gehört, ein ganzes Schiff

von Anfang bis zu Ende ausbauen können, aber in Herrn Whitefields Predigten könne er nicht einen Balken legen. Durch die Gewalt seines Wortes wurde der wildeste Trotz, die roheste Wuth entwaffnet. Als er einst einer Menge von Kohlenarbeitern im Freien predigte, hatte sich ein wilder Geselle mit dem Ausdrucke der höchsten Frechheit ihm gegenüber auf einen Baumast gesetzt. Whitefield wird seiner ansichtig, und donnert nun so auf ihn ein, daß er bald von seinem Aste herunter fällt. In Exeter stand ein Mann mit einem Steine in der Hand, und noch mehren in der Tasche, um sie auf den verhaßten Prediger zu schleudern; allein schon im ersten Theile der Predigt entsank der Stein seiner Hand, und als sie zu Ende war, trat er zu Whitefield mit dem Geständniß: „Herr, ich kam in der Absicht, um Ihnen den Hirnschädel einzuschlagen, aber Gott hat mir durch Ihre Predigt ein zerschlagenes Herz gegeben.“ Auch Gebildete erfuhren die Kraft seiner Worte. In Amerika hielt er eine Rede, worin er zu Beiträgen für den Bau eines Waisenhauses aufforderte. Der berühmte Franklin war unter den Zuhörern, fest entschlossen, nichts zu geben, weil er mit dem Plane nicht einverstanden war. Er hatte eine Hand voll Kupfergeld, drei bis vier Silberthaler und fünf Goldstücke bei sich. Je weiter die Rede fortschritt, desto tiefer wühlte er in seinen Beutel. Der erst nichts geben wollte, wagte erst das Kupfergeld daran, der zweite Theil der Rede gewann ihm auch das Silber ab, und als es zum Schlusse kam, warf Franklin alles, was er hatte, auch das Gold in die Kasse des Einsammlers. —

Sehr eigenthümlich ist noch ein anderer Zug. Während der Pfingstfeiertage predigte er in Moorfield, wo eine Menge Buden von Marionettenspielern, Thierführern und andern Leuten dieser Art aufgeschlagen waren, um welche der Londoner Pöbel sich versammelt hatte. Er beschloß absichtlich, mitten unter „diesen Kindern des Satans," wie er sie nannte, seine Feldkanzel aufzuschlagen. Es waren an 30000 Menschen da. Er wählte den Text: „Groß ist die Diana der Epheser!" und wurde bei den ersten Worten mit Steinwürfen und faulen Eiern empfangen. Bald aber erlebte er den Triumph, daß die Bühne eines Marktschreiers, welche erst großen Zulauf gehabt hatte, allmählich leer wurde, und die Leute nicht nur in großer Zahl sich zu ihm drängten, sondern auch 350 Menschen sich in die Gemeinde aufnehmen ließen.

Die Geschichte des Methodismus ist voll solcher merkwürdigen Bekehrungen. Als Wesley einst zu Epworth an dem Grabsteine seines Vaters gepredigt hatte und das Volk sich schon verlief, bemerkte er einen Mann, der noch unbeweglich und in Gedanken vertieft dastand. Wesley ging auf ihn zu und fragte ihn rasch: „Herr, sind Sie ein Sünder?" — „Sünder genug!" antwortete der Gefragte mit gen Himmel starrendem Blick. Er war bisher ein ganz gottloser Mensch gewesen. Zehn Jahre hernach besuchte ihn Wesley und fand ihn auf dem Sterbebette als einen zum Tod bereiten und mit Gott versöhnten Christen. Ein Landmann aus Cornwallis erzählte einst Wesley selbst in treuherziger Dankbarkeit Folgendes: „Einst vor zwölf Jahren ging ich über die Felder, und sah an einer Stelle

viel Volks zusammen stehen, so daß ich fragte: „Was giebt's dort?“ „Es will dort jemand predigen,“ hieß es, und ich dachte, das wird wohl einer von den Verrückten sein! Aber sobald ich Sie sah, sagte ich: „Nein, das ist kein Verrückter! und als ich Sie gehört hatte, konnte ich keine Ruhe wieder finden, bis es dem Herrn gefiel, mir Kraft einzuhauchen und meine todte Seele zu beleben. Sogar von dem leiblichen Tode wurde eine unglückliche Frau durch Methodistenpredigt gerettet. Dieselbe war im Begriff, sich das Leben zu nehmen und wollte ins Wasser. Ihr Weg führte sie an einer Methodistenversammlung vorbei; der Gesang tönt ihr entgegen; sie steht still, tritt in den Kreis; und was sie hört, ergreift sie so, daß sie augenblicklich von ihrem unseligen Vorhaben absteht. — Noch eigenthümlicher ist folgender Fall. In einer Bierschenke saßen einige rohe Menschen zusammen, und hatten ihren Spott über die Methodisten. Jeder meinte, er könne am besten einen Methodistenprediger vorstellen. Sogleich wird eine Wette gemacht, eine Bibel geholt, und als Kanzel ein Stuhl auf den Wirthstisch gestellt, und so das freche Spiel begonnen. Drei hatten schon die verwegene Rolle ausgespielt, als ein Vierter auf den Stuhl sprang, in der Absicht, seine Vorgänger noch zu überbieten. Aber was geschah? Als er die Bibel aufschlug, fielen seine Blicke auf die Worte: „So ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle umkommen.“ Da kam der Schrecken Gottes über ihn, seine Haare starrten, und er that nun eine Strafpredigt, daß auch den rohen Gesellen um ihn her die Haare zu Berge stiegen. Es war nun aus dem Scherz ein

schrecklicher Ernst geworden. Der so wunderbar bekehrte Spötter blieb von Stund an Methodistenprediger, und oft sagte er nachher: „Habe ich je mit dem Beistande des heiligen Geistes gepredigt, so war es damals.“

Wenn durch die vereinten Kräfte, insbesondere von Wesley und Whitefield, der Methodismus gleich im Anfange so Außerordentliches wirkte, so war es sehr zu bedauern, daß im Fortgange der Zeit ein Zwiespalt zwischen diesen beiden großen Männern eintrat. Er wurde durch eine verschiedene Ansicht über die Stellung des Menschen zur göttlichen Gnade veranlaßt. Whitefield war der calvinischen Lehre von einer unbedingten Gnadenwahl (Kircheng. IV, 2. p. 86) zugethan; Wesley dagegen vertheidigte eine Mitwirkung des Menschen beim Gnadenwerke Gottes. Der Streit wurde so heftig, daß beide Freunde eine Zeit lang in Spannung lebten. Doch versöhnten sie sich bald wieder, und als Whitefield im Jahre 1770 bei seinem siebenten Besuche in Amerika gestorben war, hielt ihm Wesley in London eine Leichenrede; denn, sagte er, ich wünsche das Andenken dieses großen und guten Mannes auf alle nur mögliche Weise zu ehren.

Bei diesem Streite stand auf Wesley's Seite ein Mann, der nicht unerwähnt bleiben darf. Es war Fletscher, ein geborner Schweizer. Es ist Schade, daß wir hier keinen ausführlichen Bericht über das reiche Leben dieses seltnen Mannes abstatten können. Seine Zeitgenossen sagen, seinem Gesicht und Wesen nach habe er mehr für den Umgang mit Engeln als mit Menschen geeignet geschienen. Er war allem theologischen Gezänke gram, immer nur auf das

Eine, was noth ist, gerichtet, sanft und milde, und so hingegeben der Predigt des Friedens, daß er seine Gesundheit und sein Leben derselben opferte.

Auch mit der Brüdergemeinde, zu der Wesley im Anfang sich so hingezogen fühlte und von der er einen unverkennbaren Segen empfangen hatte, gerieth er später in einen Streit. Wesley nämlich behauptete, der durch Gottes Gnade wiedergeborne Mensch könne es in diesem Leben schon zur sittlichen Vollkommenheit bringen. Dagegen erklärte der Graf Zinzendorf: „Ich erkenne keine inwohnende Vollkommenheit in diesem Leben an, dies ist der Irrthum aller Irrthümer; ich verfolge ihn durch die ganze Welt mit Feuer und Schwert, ich trete ihn mit Füßen, ich vernichte ihn. Christus ist unsere einzige Vollkommenheit; alle christliche Vollkommenheit ist nur im Blute Jesu, es ist eine auf uns übertragene, nicht eine uns inwohnende Vollkommenheit.“ Zinzendorf hatte darin Recht; würden wir schon vollkommen hier, so brauchten wir keinen Heiland mehr und unsere Gerechtigkeit stünde nicht mehr allein auf dem Glauben, sondern auf den Werken. Später berichtigte Wesley auch seine Ansicht; er setzte die von ihm behauptete Vollkommenheit in die beständige Gemeinschaft mit Gott, welche das Herz fortwährend mit demüthiger Liebe erfülle, leugnete aber dabei nicht die Störungen, welche die Sünde in diesem Verhältniß hervorbringe. Indeß kam bei diesem Streite nur die tiefer liegende Verschiedenheit zum Vorschein, welche beide Gemeinschaften trennte. Allerdings hatten sie viele Berührungspunkte mit einander. Beide standen auf dem Grunde der Bekenntnißschriften ihrer Kirchen und wollten von den

letztern sich auch nicht trennen. Beide wollten in der Mitte der erstorbenen Kirche eine lebendige Gemeinde sammeln; Beide haben sich um die Mission große Verdienste erworben. Aber wenn die Brüdergemeinde mehr das beseligende Gefühl der Erlösung durch das Blut Jesu Christi in ihren Predigten hervorhob und durch die Liebe Christi sanft zur Bekehrung hinlocken wollte: so suchten die Methodisten mehr durch erschütternde Bußpredigten und erschreckende Schilderungen des Zornes Gottes und der ewigen Verdammniß gewaltsam zur Annahme der durch Christum geschehenen Erlösung zu treiben. Die Lehr- und Wirkungsweise der Brüdergemeinde hat mehr etwas Versöhnendes, Besänftigendes, Erhaltendes, die der Methodisten mehr etwas Aufregendes, Scheidendes, Umstürzendes, obwohl Beide das Reich Gottes nur aufbauen wollen. Auch ist das eine unterscheidende Eigenthümlichkeit Beider, daß die Methodisten sich vorzugsweise an den großen Haufen des Volks wandten, gleichsam so recht im Groben arbeiteten, um Baumaterial für die neue Kirche zu gewinnen, die aus der alten todten vornehmen Staatskirche sich erheben sollte; während die Brüdergemeinde aus allen Klassen der Gesellschaft mehr mit zarter Hand die Auserwählten sammelte, welche in dem großen Raume der Kirche ein Kirchlein bilden sollten. Wir müssen dabei zugestehen, daß beide Gemeinschaften in wohlthätiger Weise sich ergänzten, müssen es aber eben so begreiflich finden, daß sie sich nicht wohl mit einander vertragen konnten.

Zur genauern Kenntniß des Methodismus wird es beitragen, wenn wir über die kirchlichen Einrich-

tungen dieser Religionsparthei noch etwas sagen. Die Kirchen der Methodisten, Tabernakel genannt, sind höchst einfach; man findet darin keinen Schmuck. Die Kanzeln sind so geräumig, daß mehre Prediger darauf stehen können, welche sich in den Vorträgen oft abwechseln. In der Kapelle Whitefields sah man nach einander einen Kriegskapitän in der rothen Uniform und einen Schwarzen aus Amerika auftreten. Der ganze Gottesdienst hat etwas sehr Lebendiges. Der Gesang ist rasch und munter, die Liturgie wird mit Ausdruck vorgetragen, die Predigten zeichnen sich weniger durch Tiefe, als durch allgemeine Verständlichkeit und eindringende Kraft aus. Besonders ergreifend ist das Gebet. Es ist ein Ringen im heißesten Bußkampfe. Ein Augenzeuge berichtet Folgendes über einen methodistischen Gottesdienst, dem er beiwohnte: „Noch nie habe ich so beten hören, noch nie sah ich einen so unverkennbaren Eifer, ein so ernstliches Streben, die Zuhörer von der Sündlichkeit, dem Elend und der Unseligkeit ihrer angebornen Natur zu überzeugen und den Wechsel zu schildern, welchen der Glaube an Jesum im innern Menschen hervorbringt . . . und obgleich der Redner kein Concept und nichts als eine Bibel in Händen hatte, entwickelte er dennoch seine Gedanken mit großer Fülle des Ausdrucks und auf eine so edle, dem Gegenstande angemessene Weise, daß ich während des ganzen Vortrages durchaus nichts Geistloses, Störendes und Unziemliches bemerkt habe. Noch nie sah ich so augenscheinliche Zeichen andächtiger Frömmigkeit beim Gottesdienste als hier. Nach jeder Bitte ertönte ein ernstes Amen, wie leises Wellenrauschen durch die Versammlung mit einer

Feierlichkeit, die es weit über das Formularmäßige hergebrachter Gewohnheit erhob, welches in ähnlichen Fällen oft so störend wird. Kann es hienieden eine himmlische Musik geben, so hörte ich sie dort, und ist der Himmel auf Erden erreichbar, so scheinen ihn viele in dieser Versammlung gewonnen zu haben. Ja, ich selbst erinnere mich nicht, daß seit vielen Jahren, wenn jemals, mein Herz so zu Gottes Lob und Liebe erhoben gewesen wäre, als bei diesen Vorträgen, und ein belebendes Nachgefühl dieser Stimmung blieb noch Monate nachher in meiner Brust.“

Die Methodisten haben bei ihren Gottesdiensten auch die Liebesmahle beibehalten. Es werden dabei kleine Bröte bei den Versammelten umhergereicht und freiwillige Beiträge für die Mission oder andere fromme Zwecke eingesammelt. Der Prediger eröffnet die Feier mit Gebet und einer Anrede, worauf Gesänge mit oft sehr rührenden und begeisterten Reden wechseln, welche von einzelnen Theilnehmern ohne Unterschied des Standes gehalten werden. Sie bestehen in Herzensergüssen, in Schilderungen eigenthümlicher Lebenserfahrungen, in Dankgebeten und Ermahnungen, welche in der Regel mit tiefer Bewegung von der Gemeinde vernommen werden. Einmal des Monats hält jede Gemeinde auch eine sogenannte Wachnacht, welche vom Abend bis zum Morgen mit Lehren, Beten und Singen hingebracht wird; in der letzten Nacht des Jahres feiert man das Stiftungsfest. Außerdem aber hat man noch häufige Gebetsversammlungen, macht Auszüge an einsame Orte, wo man durch Gebet und Predigt den Geist der Wiedergeburt zu

erwecken sucht. Der sogenannte Durchbruch der Gnade ist dabei oft begleitet von großen körperlichen Erschütterungen, Nervenzuckungen, und die religiöse Begeisterung artet nicht selten in eine förmliche Tobsucht aus. Eine große Förderung empfängt das religiöse Leben in der Gemeinde durch die Klassen oder Bands, in welche dieselbe mit Unterschied der Geschlechter getheilt ist. Diese bestehen in der Regel aus 12—20 Gliedern, die sich unter Leitung eines Vorstehers gewöhnlich alle Tage versammeln, ihre innern und äußern Erfahrungen einander mittheilen, mit einander beten, vornämlich aber strenge Zucht unter einander üben. Diejenigen, welche sich in der Gottseligkeit bewährt haben, werden Stehende genannt, die aber nach der Wiedergeburt wieder in grobe Sünden versunken sind, heißen Gefallene, für die nun besondere Fürbitte gethan wird. Die Strafen für grobe Vergehungen sind Verweis, Bann und endlich Ausschließung aus der Gemeinde. Die Gemeinden stehen unter der Leitung von Bischöfen und Predigern, denen in jeder Gemeinde noch sieben Aelteste zur Seite stehen, welche die bürgerlichen und ökonomischen Angelegenheiten besorgen, wie auch die Vorsteher der Klassen und die Krankenbesucher. Die Prediger wechseln in der Regel alle Jahre ihre Gemeinden, damit diese immer neue Anregung empfangen, auch sind etliche unter ihnen nur zum Reisen bestimmt. Außer den ordentlichen Predigern haben die Methodisten auch Laienprediger, welche aus allen Ständen genommen werden, und ihr bürgerliches Geschäft neben ihrem geistlichen Berufe forttreiben. Die soge-

nannte Conferenz ist die oberste kirchliche Behörde der Methodisten, welche das Ganze leitet.

Wir können den Bericht über die Methodisten nicht schließen, ohne noch eine kurze Mittheilung über den merkwürdigen Stifter der Gesellschaft zu machen, wie er uns von Zeitgenossen gezeichnet worden ist, indem dadurch das Bild der ganzen Gemeinschaft, welche so sehr sein Gepräge trug, vervollständigt wird. Einer seiner Biographen sagt: „Ich habe nicht leicht einen schönern, alten Mann gesehen; eine heitere und glatte Stirn, eine gebogene Nase, das hellste durchdringendste Auge, das sich denken läßt, eine für seine Jahre ungewöhnlich frische Farbe, die vollkommene Gesundheit verrieth, machte sein Aeußeres interessant und ehrwürdig. Es hat ihn selten jemand gesehen, ohne frappirt zu werden, und viele, die von Vorurtheilen gegen ihn befangen waren, haben eine andere Meinung von ihm gefaßt, nachdem sie ihn persönlich kennen gelernt. In seinem Anzuge war er ein Muster von Nettigkeit und Einfachheit. In seiner Stimme und in seinem ganzen Betragen mischte sich Fröhlichkeit und Ernst. Er war mit den Regeln einer feinen Lebensart nicht unbekannt, und in der Regel sehr aufmerksam auf andere und sehr höflich. Da kaum ein Winkel des Landes war, wo er nicht selbst gewesen, so war er unerschöpflich an Anekdoten und Erfahrungen, die er gern und gut erzählte. In seinem achtzigsten Jahre war er noch so heiter, wie in seinem zwanzigsten. Er war sehr mäßig und in seinen frühern Jahren fastete er auch viel; er gönnte sich wenig Schlaf, lebte aber so regelmäßig, daß ihn nur Fälle der äußersten Noth=

wendigkeit bewegen konnten, von seiner Lebensordnung abzuweichen. Seine Zeit hatte er aufs genaueste eingetheilt, und nur dadurch wurde es ihm möglich, so viel zu leisten, wie er geleistet hat. Man hat ihm nachgerechnet, daß er in seinem Leben über 40000 öffentliche Vorträge gehalten, und jährlich wohl 4000 englische Meilen zurückgelegt hat. Wenn er ritt, pflegte er den Zaum des Pferdes über den Nacken zu hängen, und derweilen in einem Buche zu lesen, das er vor den Augen hielt. Er war der wohlthätigste Mensch; er gab weg, was er hatte, aber nicht aus weichlichem Mitleid, sondern aus Pflichtgefühl. Dagegen war sein Herz keiner eigentlichen Anhänglichkeit an bestimmte Personen fähig. Dem Gefühle der Freundschaft und ehelichen Liebe war er nicht besonders zugänglich, der nur Ein Ziel rastlos verfolgte, die Ausbreitung des Methodismus. Seine Ehe war darum auch keine glückliche. Er ließ sich nach zehn Jahren von der Wittwe, mit der er sich verehelicht hatte, wieder scheiden. Von Natur hatte er ein warmes, fast ungestümes Temperament, das aber durch den Einfluß des Glaubens geheiligt war. Selten verließ ihn sein ruhiges und gefaßtes Wesen. Aeußere Verfolgungen ertrug er mit der größten Gelassenheit, er wurde nicht einmal merklich dadurch bewegt. Er behauptete auch von sich, daß ihm nichts leichter sei, als Beleidigungen zu vergeben. Aber jede Beeinträchtigung seines amtlichen Ansehns versetzte ihn in den lebhaftesten Unwillen, weil er dadurch seine Wirksamkeit gehemmt sah. — Wir sehen öfter bei Männern, welche ganz in eine praktische Wirksamkeit aufgehen, daß sie in Ansehung der Glaubenslehre sehr duldsam sind. So

auch bei Wesley. Er gab Lebensbeschreibungen von Katholiken, ja auch von einem Socinianer zur Erbauung seiner Anhänger heraus, und gestand, die Erfahrung habe ihn belehrt, wie man über die Dreieinigkeit irrige Begriffe haben, und doch ein frommer Mensch sein könne. Er sagt ausdrücklich: „Wir fragen nach keinen Meinungen; Anhänger der englischen Kirche, Dissenters, Presbyterianer und Independenten, alle können aufgenommen werden, nur eine Bedingung ist unerläßlich, wahrhaftes Verlangen, die Seele zu retten." Und ein ander Mal: „Ich habe so wenig das Recht, jemand wegen seiner Meinungen auszuschließen, als etwa deßhalb, weil er eine Perücke trägt; und ich mein eignes Haar. Wenn er aber die Perücke abnimmt und sie schüttelt, daß mir der Puder ins Auge fliegt, ja, dann habe ich alles Recht, mich sobald als möglich von ihm zu befreien." Desto strenger war Wesley in sittlichen Dingen. Nicht nur verbot er seinen Anhängern Tanz, Schauspiel und Karten, sondern auch jede Art von Zerstreuungen und Zeitvertreib. Selbst den Kindern sollte das Spiel nicht gestattet sein. Wesley erreichte ein Alter von 88 Jahren. Als es mit ihm zum Tode kam, rief er: „Gott, was sind alle Herrlichkeiten der Welt einem Sterbenden!" Mehrmals sang er den Vers: „So lang ich athme, preis' ich Gott und schließt die Lippe mir der Tod, so preis' ich ihn mit Engelzungen, ich hab' Unsterblichkeit errungen." Endlich sagte er: „Nun ist alles gethan. Laßt uns heimgehen. Die Wolken triefen von Segen, der Herr ist mit uns, der Gott Jacobs ist unser Schutz." „Lebt wohl!" das war sein letztes Wort. Er verordnete, daß sein Leichnam von sechs armen

Männern zu Grabe getragen würde, denn „darum bitte ich vor allem," sagte er, „kein feierliches Begräbniß, keine Kutschen, kein Wappen, kein Prunk, nichts, als die Thränen derer, die mich liebten und mir in eine bessere Welt folgen werden."

§. 5. Die Anfänge der Reformation in Schottland. Leben und Ende von Johann Knox.

Obwohl Schottland in vieler Beziehung England so nahe verwandt ist, so nahm dort die Reformation doch einen ganz andern Gang, wie hier; und wohl in keinem Lande ist das reformirte Bekenntniß, wie es durch Calvin festgestellt wurde, mit allen seinen Schärfen so bestimmt und so dauernd ins Leben getreten, wie hier. Zwar hatte sich Schottland von Anfang an weit unabhängiger von der päpstlichen Herrschaft erhalten wie England; desto größere Macht übte die stolze, reiche, dabei aber sehr unwissende Priesterschaft, und das Volk war in den dickſten Finsternissen des römischen Aberglaubens befangen. Und doch regte sich in vielen Herzen ein heimlich Sehnen nach dem Lichte der Wahrheit. Schon Wiklefs Schriften wurden daher von vielen mit Freuden begrüßt, welche sich dann in mitternächtlicher Stunde aus der Schrift zu erbauen pflegten. Allgemeineres Aufsehn erregte es aber, als Patrik Hamilton, ein junger, dem königlichen Hause verwandter Edelmann, Luthers Lehre, welche er in Deutschland kennen gelernt hatte, öffentlich zu verkündigen anfing. Er mußte freilich seine Kühnheit mit dem Feuertode büßen (1527); aber bei seiner Hinrichtung rief er noch einem Mönche,

der sich besonders thätig bei derselben zeigte, in erschütternder Weise zu: „Elender, der du bist! in deinem Gewissen bist du von der Wahrheit der Lehre überzeugt, für die ich sterbe. Du selbst hast es vor mir bekannt. Siehe, ich fordere dich vor den Richterstuhl des lebendigen Gottes!“ Dieser Mönch endete bald darauf im Wahnsinn sein Leben; und das erhöhte nur das Ansehn des Blutzeugen, der vielen jetzt auch als Prophet und Heiliger Gottes erschien. Gleich tiefen Eindruck machte ein ähnliches Ereigniß bei der Hinrichtung eines andern evangelischen Blutzeugen, Georg Wishard. Dieser begehrte vor seinem Ende noch den Genuß des heiligen Abendmahls, und da er es von einem katholischen Priester nicht nehmen wollte, segnete er es von den Ueberbleibseln seines Frühstücks selbst ein und genoß es mit seinen Freunden unter beiderlei Gestalt. Der Erzbischof Beaton, ein wüthender Verfolger der Protestanten, der Urheber auch seines Todes, weidete von den Fenstern seines Schlosses aus seine Blicke an den Qualen seines Schlachtopfers. Der Sterbende weissagte ihm aber noch aus den Flammen, daß auch sein Ende gekommen sei. Und wirklich wurde der Erzbischof wenige Tage darauf in eben diesem Schlosse ermordet gefunden.

Vorfälle dieser Art waren ganz geeignet, die Gemüther eines Volks, welches für alles Wunderbare einen besonders empfänglichen Sinn hatte, mächtig zu bewegen; und es trat nun ein Mann auf, der mit einer Gewalt, wie keiner der Reformatoren sonst, die Sache zur Entscheidung brachte. Dieser ist der berühmte Johann Knox (auszusprechen

Nox). Knox war ein Mann, Luthern gleich an Entschiedenheit des Willens, an durchgreifender und beharrlicher Thatkraft, aber ohne dessen tiefe Gemüthlichkeit und hingebende Liebe; Calvin gleich an Schärfe des Verstandes, und rücksichtsloser Consequenz, aber ohne dessen vielseitige Bildung und reiche Gelehrsamkeit; doch seinem Lehrbegriffe ganz ergeben, ein echter Reformirter und ein echter Schotte, mehr nach außen hin wirkend und gestaltend, als sich in sich selbst vertiefend und innerlich begründend; kühn bis zur Schroffheit, überall Kampf hervorrufend, und nicht ruhend, bis er ihn zu Ende gebracht, ein gewaltiger Mann, der der ganzen schottischen Reformation ihr ernstes scharfes Gepräge aufdrückte, welches die durch ihn begründete Kirche auch bis auf diesen Tag mit weniger Umänderung bewahrt hat.

Er stammte aus einer alten achtbaren Familie und wurde im Jahre 1505 zu Gifford geboren. Schon als Knabe zeigt er einen hellen, durchdringenden Verstand und einen festen, ausdauernden Willen. Theils waren es die Vorträge eines freisinnigen Lehrers auf der Universität Glasgow, theils das eigne ernste Studium der Bibel, des Hieronymus und Augustinus, besonders aber die über die Anhänger des Evangeliums ergehenden Verfolgungen, welche den aufstrebenden Jüngling zuerst zur entschlossenen Vertheidigung weckten. Als Prediger in St. Andrews ergriff er die Gemüther durch sein gewaltiges Zeugniß so, daß die ganze Stadt mit wenigen Ausnahmen zur evangelischen Lehre übertrat, in Folge dessen aber auch von den Widersachern der Letztern als rebellisch behandelt und mit Hilfe einer französischen

Flotte hart belagert wurde. Trotz der heldenmüthigsten Gegenwehr, zu der Knox durch seinen begeisterten Zuspruch ein nicht Geringes beitrug, mußte die Stadt sich ergeben, und Knox gerieth mit einem Theile der Besatzung in französische Gefangenschaft, auf die Galeeren. Man machte allerlei Versuche, die Gefangenen zum alten Glauben wieder zurückzubringen; aber so trotzig widerstanden sie diesen, daß einer, als man ihm befahl, ein Marienbild zu küssen, dieses in den Fluß warf mit den Worten: „Die Jungfrau ist leicht genug, laßt sie schwimmen lernen." Knox aber, dem die ungewohnten Anstrengungen des Galeerendienstes eine schwere Krankheit zugezogen hatten, fand hier eine gute Gelegenheit, sich im Glauben und in der Geduld zu üben; wohl recht aus tiefster Erfahrung schrieb er eine Abhandlung über das Gebet, und mehr mit der Noth seiner Brüder, als seiner eignen beschäftigt, erließ er ein Sendschreiben an die Gläubigen in Schottland, worin er, wie einst Paulus, als „gebundener Knecht Jesu Christi," sie zur Standhaftigkeit ermahnte. Nach zwei Jahren ward er seiner Bande entledigt; er durfte aber nicht nach Schottland zurück, und in der bischöflichen Kirche Englands, wohin er ging, ward ihm nicht wohl; entschieden schlug der Heimathlose selbst ein ihm hier angetragenes Bisthum aus, denn er konnte sich nicht versöhnen mit den halben Maßregeln, welche man hier in Ansehung der Reformation übte. Ueberdieß mußte der kühne Prediger auch bald die Flucht ergreifen vor den Verfolgungen der katholischen Maria, und er begab sich, wohin ihn sein Herz zog, nach Genf zu Calvin. Der kurze Aufenthalt hier ward entscheidend

sowohl für Knox selbst, als für das Schicksal der schottischen Kirche, indem hier zuerst eine Verbindung angeknüpft wurde, welche nicht aufhörte, den wichtigsten Einfluß auf Beide zu üben. Unterdessen hatten sich die Verhältnisse im Vaterlande freundlicher gestaltet und Knox wagte es, dahin zurückzukehren.

Bald hatte in Edimburg in dem Hause eines Privatmannes sich eine Anzahl von Gläubigen um ihn gesammelt, aber sogleich begann auch wieder der Kampf. Die Geistlichen forderten Knox vor Gericht; er aber erschien hier in Begleitung so angesehener Freunde, daß man nicht allein nichts gegen ihn zu unternehmen wagte, sondern es auch ruhig mit ansehen mußte, wie er 10 Tage lang in offnen Hallen vor einer großen Menge Zuhörer predigte. Die Sachen gestalteten sich doch aber so, daß Knox den Ausbruch eines Bürgerkrieges befürchtete; es erschien ihm daher recht als ein nicht abzuweisender Ruf Gottes, als die Gemeinde in Genf ihn zu ihrem Prediger verlangte. Aber sein Herz blieb doch an dem theuern Vaterlande; er erließ ein Schreiben nach dem andern an die kämpfenden Brüder dort, und weil hier die Regentin, Marie von Guise, in England die katholische Marie die Sache des Evangeliums verfolgten, griff er Beide öffentlich in einer Schrift an, welche schon durch ihren Namen zeigte, daß sie die Grenzen der Ehrerbietung überschritt, welche der Christ gekrönten Häuptern unter allen Umständen schuldig ist, er lautete: „Erster Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment", dem freilich kein zweiter folgte, weil Knox später wohl das Unangemessene eines solchen

Schrittes erkennen mochte, der auch noch die üble Folge hatte, daß die Königin Elisabeth, welche der Maria in England schon zu der Zeit gefolgt war, die Schrift auf sich bezog und dadurch dem Knox und seiner Sache verfeindet wurde.

Inzwischen schien das Uebel, dem Knox durch seine Entfernung von Schottland vorzubeugen beabsichtigt hatte, doch eintreten zu wollen. Der Erzbischof von St. Andrews hatte Walter Mill, einen ehrwürdigen Greis, der es sich angelegen sein ließ, umherwandernd noch seine letzten Tage der Verkündigung des Evangeliums zu widmen, greifen und durch das geistliche Gericht zum Feuertode verurtheilen lassen. Aber es wollte sich erst kein weltlicher Richter finden, der das Urtheil bestätigte, und kein Henker, der es vollzog. Dennoch gelangte der Erzbischof endlich zu seinem Zwecke. Aber wie einst Huß, so weissagte auch Mill noch auf dem Scheiterhaufen, daß aus seiner Asche hundert bessere Männer als Zeugen der Wahrheit erstehen würden; und das Volk errichtete ihm eine Ehrensäule aus zusammengetragenen Steinen. Und diesem Gewaltschritt folgten bald mehre. An dem Feste des heiligen Egidius, des Schutzpatrons von Edimburg, wurde das Bild desselben, welches man in Procession umherzutragen pflegte, erst entwendet, und dann das neue, welches man herbeischaffte, den Händen der Priester entrissen und in den Koth getreten. Auch hatten die Freunde der Reformation bereits im Jahre 1557 einen Bund geschlossen, den sie die Congregation Christi nannten. Dieser hatte die Regentin um freie Religionsübung gebeten, auch erst Zusage dafür erhalten, welche aber bald wieder gebrochen wurde.

Da hielt sich der Bund für berechtigt zu jeder Selbsthilfe, und inmitten dieser Aufregung erschien wieder Knox in Schottland, und wurde die Seele des Bundes.

Trotz dem Verbote der Regierung traf man in Perth, einer der angesehensten Städte Schottlands, ernstliche Anstalten zur Einführung des reformirten Gottesdienstes und Knox bestieg die Kanzel, heftig eifernd gegen das abgöttische Meßopfer. Dennoch wagte der katholische Priester dasselbe am Altar zuzubereiten. Da wurde eine allgemeine Unzufriedenheit laut, ein junger Mensch, der in der Nähe des Priesters stand, ließ seinen Unwillen hart gegen diesen aus; er empfing dafür eine Ohrfeige von dem Priester; der Beleidigte warf mit einem Stein nach diesem, traf aber den Altar und zertrümmerte ein Bild, das darauf stand. Das war das Zeichen zu einem fürchterlichen Aufruhr; erst fiel man über den Priester und den Altar her, dann zertrümmerte man sämmtliche Heiligthümer der Kirche, und nun ging es auch über die andern Kirchen der Stadt und die Klöster her. Knox suchte jetzt noch den Sturm zu beschwören, und Mäßigung anzurathen; als aber die Regentschaft in Folge dieser Ausschweifungen, welche sich immer mehr verbreiteten, die feindseligsten Maßregeln gegen die Protestanten ergriff, ward auch Knox immer mehr auf die Bahn der Gewalt mit fortgerissen. Er begab sich mit den Häuptern der Congregation unter dem Schutze von Bewaffneten nach St. Andrews, dem Sitze des Erzbischofs, dem eigentlichen Schooße des alten Aberglaubens. Der Erzbischof drohte ihn von der Kanzel schießen zu lassen, wenn er sie

zu betreten wagen würde. Die Freunde riethen ihm zur Flucht; Knox aber sprach: „Mein Leben steht in der Hand desjenigen, dessen Ehre ich suche" und bestieg dennoch die Kanzel. Wir erinnern uns, mit welcher Weisheit und in welcher Glaubenskraft Luther nach seiner Rückkehr von der Wartburg gegen die Carlstadtsche Bilderstürmerei Zeugniß ablegte, wie er immer nur den Glauben in die Herzen zu bringen suchte, da dann von selbst die Messe und die Bilder fallen würden; Knox aber predigte vielmehr von der Reinigung des Tempels, entflammte den wüthenden Haufen zu Thaten der Gewalt, so daß bald alle Kirchen ihrer Bilder und Schätze beraubt, und zwei Klöster der Erde gleich gemacht waren. Gewiß war das ein sehr bedenklicher Weg, den Knox hier einschlug; er war geradezu gegen den Sinn Christi, der zu dem gewaltthätigen Petrus sprach: „Stecke dein Schwert in die Scheide." Und es knüpften sich daran in der Folge auch Erscheinungen, welche die schottische Reformation eine Zeit lang mehr in dem Lichte einer politischen Umwälzung, als einer religiösen Erneuerung erscheinen lassen. Die Congegration, unter deren Schutz alle diese Gewaltthätigkeiten geübt wurden, zögerte nämlich nicht mehr länger, in einen offenen Krieg gegen die Regentschaft zu treten. Es wurden Bündnisse mit England geschlossen und die Regentin 1559 abgesetzt, ein Parlament berufen, welches den reformirten Gottesdienst für das ganze Land festsetzte, und diejenigen mit Leibes- und Lebensstrafe bedrohete, welche auch nur der Messe beiwohnen würden. Am heftigsten aber entbrannte der Kampf, als Maria Stuart in Schottland erschien.

Maria Stuart war die Tochter des schon früher verstorbenen Jakob V., Königs von Schottland, und verheirathet an Franz II., König von Frankreich. Schon frühe verlor sie diesen ihren Gemahl und als neunzehnjährige Wittwe betrat sie 1561 wieder den vaterländischen Boden, um nach dem Sturze der Regentschaft selbst die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen. Sie that es zu ihrem Unglück. Kaum konnte es eine Königin geben, welche weniger geeignet war, ein Volk, wie das schottische, in seiner gegenwärtigen Aufgeregtheit zu regieren. Schön, jung, leichtsinnig, unerfahren, an die Genüsse des üppigen französischen Hoflebens gewöhnt, dabei dem Katholicismus eifrigst ergeben, und ein Spielball ihrer französischen Rathgeber, stand sie einem Volke gegenüber, welches an sich schon ernst, schroff und rauh, die Grundsätze der nüchternen, strengen reformirten Kirche im äußersten und feindseligsten Gegensatze gegen die katholische Kirche aufgenommen hatte, und dabei das volle Kraftgefühl seiner nationalen Unabhängigkeit hatte. Wie war es da anders möglich, als daß sich bald ein heftiger Zwiespalt erhob! Zwar schien Maria anfangs sich die Protestanten geneigt machen zu wollen, indem sie die thätigsten Mitglieder der Congregation, den Grafen von Murray und Wilhelm Maitland, an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten stellte, aber große Bedenken erregte es schon bei ihnen, daß sie in ihrer Hauskapelle die katholische Messe einrichtete. Knox sagte in einer Predigt: „eine einzige Messe sei ihm schrecklicher, als wenn zehntausend bewaffnete Feinde ins Land kämen, mit Ge-

walt die Religion zu unterdrücken.“ Nicht mit Unrecht befürchtete er, daß sonderlich das Beispiel einer Königin auf die noch unbefestigten Gemüther einen verführerischen Einfluß üben werde. Und an Beispielen von listigen, schnellen und dann recht schrecklichen Uebergriffen der römischen Kirche fehlte es ja nicht. Er fuhr daher fort, sich bei jeder Gelegenheit gegen den abergläubischen Gottesdienst und das Leben der Königin zu erklären; das gab Gelegenheit zu einer Unterredung zwischen ihm und Maria, welche mehr, wie alles andere, Beider Sinn ins Licht stellt.

Maria hatte sich bei seinem Empfange mit allen Reizen, welche Schönheit und königliche Pracht darboten, umgeben. Aber schon das verfehlte gänzlich seine Wirkung auf ein so unabhängiges Gemüth, wie das des Knox. Und als sie ihn nun mit lebhaften Vorwürfen über sein feindliches Benehmen gegen sie, und seinen Ungehorsam gegen ihre Verordnungen überschüttete: versicherte er die Königin zwar seiner Unterthänigkeit, so lange sie im Dienste der Wahrheit bliebe, aber er bezeugte ihr auch unverholen, daß es dem Volke erlaubt sei, seine Rechte gegen die Fürsten zu schützen, wenn diese das Evangelium hindern wollten. „Oder“ fragte er, „hätten die Israeliten dem Pharao und Nebucadnezar, die ersten Christen den heidnischen Kaisern nachhinken sollen?“ „Das nicht!“ erwiederte Maria, „aber sie erhoben doch nicht das Schwert gegen ihre Obrigkeit.“ „Aber allen gottlosen Befehlen widersetzten sie sich allerdings,“ fuhr Knox fort. „Doch nicht mit dem S ch w e r t, erinnerte die Königin nochmals und mit gesteigertem Nachdruck. „Gott hatte ih-

nen dazu die Gewalt und die Mittel nicht gegeben," entgegnete Knox. „Also meint ihr," sagte Maria, „daß Unterthanen ihren Fürsten widerstehen dürfen, wenn sie können?" Als nun Knox dieß zwar verneinte, aber doch bezeugte, es sei dem Willen Gottes ganz gemäß, gottlosen Fürsten das Schwert aus der Hand zu winden, mit dem sie die Kinder Gottes ermorden wollten, und sie so lange ihrer Freiheit zu berauben, bis sie wieder zur Vernunft gekommen wären, denn im Wahnsinn könnten sie so etwas nur thun: erstarrte ob dieser Antwort die Königin, faßte sich jedoch wieder und sagte: „Gut denn! ich sehe wohl, meine Unterthanen sollen nicht mir, sondern euch gehorchen, sollen thun, was sie wollen, nicht, was ich befehle." „Das verhüte Gott," fiel Knox ein, „aber dahin möchte ich es bringen, daß Beide, Fürst und Unterthan, Gott gehorchen." Damit zeigte sich freilich Maria einverstanden, bemerkte jedoch, dann müssen sie der Kirche gehorchen, welche allein im Besitze der wahren Religion sei; aber über diesen Punkt kam es nun vollends nicht zur Vereinbarung zwischen Beiden; und Knox äußerte nachher, nur mit dem Herzen würde der Maria wohl der gefährliche Irrthum ausgerissen werden, und er habe in der Unterredung mit ihr so viel künstliche List wahrgenommen, wie ihm in dem Alter noch nicht vorgekommen sei. Nur um so entschiedener trat er deßhalb gegen sie auf; öffentlich geißelte er ihre lockern Sitten und einer Isabel verglich er sie auf der Kanzel. Mit Thränen beschwor ihn nun sogar die Königin, sie nicht öffentlich so bloß zu stellen, insgeheim möge er ihr, wenn er müsse, Vorwürfe über ihr Leben machen.

Knox blieb unbewegt; aber sie konnte es ihm nicht vergessen, daß er sie in Thränen gesehen hatte, und sie freute sich daher, als sie eine Gelegenheit zu seiner Demüthigung gefunden zu haben meinte.

Bei der Abwesenheit der Königin feierte die Dienerschaft derselben die Messe mit größerm Gepränge, als je. Da der Königin nur für ihre Person die Ausübung des katholischen Gottesdienstes gestattet war, hielten die eifrigen Protestanten sich für berechtigt, in die Kapelle einzudringen. Sie wurden aber ergriffen; Knox jedoch erließ sogleich ein Umlaufschreiben an die Protestanten der benachbarten Gegenden, worin er sich über Gewalt beschwerte, zur Gegenwehr aufforderte und zu einer Volksversammlung einlud. Das Schreiben fiel der Königin in die Hände und sogleich ließ sie den Reformator vor ein Gericht stellen, dem sie selbst beiwohnte. Als Knox in den Gerichtssaal trat, lachte sie laut auf und sagte: „Der Mann da hat mir oft bittere Thränen ausgepreßt, ohne daß ihm selbst die Augen übergegangen wären. Heute will ich doch sehen, ob ich ihn nicht zum Weinen bringen kann.“ Aber zu ihrem unaussprechlichen Schmerze mußte sie bald ihre Hoffnung gänzlich getäuscht sehen; sie hatte Knox des Hochverraths angeklagt, aber dieser wußte seine Sache so geschickt zu führen, daß er gänzlich freigesprochen wurde.

Dagegen entwickelte sich das traurige Schicksal der Maria immer schneller zu seiner schrecklichen Entscheidung. Früher schon hatte sie Ansprüche auf den englischen Thron erhoben; sie hatte sie in der That, wenn Elisabeth nicht aus einer rechtmäßigen Ehe Heinrich VIII. entsprossen war. Die engli=

schen Katholiken behaupteten dieß, und unterstützten auf alle Weise Marias Ansprüche. Dadurch wurde der erste Grund zur Feindschaft beider Königinnen gelegt. Maria gab durch eine Reihe von Unbesonnenheiten ihrer Widersacherin die tödtlichen Waffen in die Hand, denen sie zuletzt erlag. Sie schloß leichtsinnig trotz der Mißbilligung der Bessern des Volks und Elisabeths eine Ehe mit Lord Darnley, einem äußerlich zwar schönen, aber eben so ausschweifenden, beschränkten und hochmüthigen Manne; und als sie sah, wie sie sich getäuscht hatte, trat sie in ein strafwürdiges Verhältniß mit einem italienischen Sänger, Namens Rizzio, und nach dessen Ermordung, mit dem Grafen von Bothwell, einem zwar kühnen aber eben so lasterhaften Manne, durch welchen höchstwahrscheinlich unter der Mitwissenschaft Maria's Darnley getödtet wurde. Und sie heirathete den Mörder ihres Gemahls, der noch dazu sich erst von einer Gattin scheiden mußte, mit der er erst 6 Monate verheirathet war. Aber der Lohn dieser Sünden ließ nicht lange auf sich warten. Bothwell ward aus Schottland verjagt, trieb eine Weile das Seeräuberhandwerk und starb dann wahnsinnig im Gefängnisse; Maria versuchte ihr Glück in der Entscheidung der Waffen, mußte aber, überwunden, nach England fliehen, wo sie nun, nachdem sie 19 Jahre gefangen gesessen hatte, zum Tode verurtheilt wurde, angeklagt der Theilnahme an dem Morde ihres Gemahls und verrätherischer Anschläge gegen die Person und den Thron Elisabeths. Man verweigerte ihr in ihren letzten Augenblicken den Beistand eines katholischen Priesters;

sie nahm aber eine von dem Papste geweihete Hostie, welche sie lange schon bei sich getragen. Entschieden wies sie die Zudringlichkeit eines protestantischen Geistlichen zurück, der sie noch bekehren wollte, theilte den Rest ihrer Habseligkeiten unter ihre Getreuen aus, nahm einen rührenden Abschied von ihnen, betete für das Heil ihrer Seele, ihren Sohn und zuletzt auch für Elisabeth, der sie alles verzieh, und empfing dann den Todesstreich. Eine schwere Buße hatte diese unglückliche Fürstin für ihre allerdings auch schweren Vergehungen zu leiden; denn unschuldig war sie, wie es erst neuere Untersuchungen noch dargethan haben, nicht an den Verbrechen, deren sie angeklagt war; und wenn Elisabeth auch wohl nicht frei war von persönlicher Gereiztheit gegen sie, so ist doch anzunehmen, daß sie hauptsächlich aus höhern Rücksichten auf die Erhaltung der Reformation der Gerechtigkeit gegen Maria, als das Haupt der katholischen Parthei, freien Lauf ließ. Marias Ende steht als ernste Warnung für alle die Gemüther da, die gerade nicht böswillig zu nennen sind, die aber desto ungehemmter sich allen ihren sündlichen Neigungen hingeben.

Einen merkwürdigen Gegensatz dagegen bildet das Ende des ernsten schottischen Reformators. Er hatte in seinen letzten Tagen noch schwere Kämpfe zu bestehen, sowohl gegen diejenigen, welche die Kirchengüter raubten, als diejenigen, welche die bischöfliche Verfassung der englischen Kirche in Schottland einzuführen strebten. Doch sah er zu seinem Troste zuletzt noch sein Werk fest begründet. Nun aber sehnte er sich desto mehr aus der Welt

heraus, in der er viel erfahren und viel gelitten hatte. Am 9. November 1542 ließ sich der vom Schlage gelähmte Greis zum letzten Male in die Kirche tragen, um seinen Nachfolger der Gemeinde vorzustellen und von ihr Abschied zu nehmen. Er bezeugte, wie er bei der Verkündigung des göttlichen Wortes nie das Seine gesucht, sondern was Christi ist. Er ermahnte alle, der guten Sache treu zu bleiben und ertheilte ihnen seinen letzten Segen. Auf seinen Stab gestützt, wankte er, von der ihm nachweinenden Menge begleitet, nach Hause zurück. Zwei Tage nachher legte er sich auf sein Sterbebette. Die Schrift war sein Trost, wie im Leben, so auch im Tode. Und so sehr fühlte er sich ergriffen von den Verheißungen der Auferstehung, die er in einer durchwachten Nacht betend bei sich erwogen, daß er den empfangenen Segen noch einmal von der Kanzel über die Gemeinde ausschütten wollte. Aber die Kräfte reichten nicht mehr. So versammelte er denn nur noch einmal die Prediger und Aeltesten um sein Lager, und bezeugte ihnen feierlich, daß seine Strenge niemals aus Haß gegen die Personen, sondern allein aus dem feurigen Eifer für die Sache Gottes hervorgegangen sei. Die Großen des Reichs aber ließ er ermahnen, durch ihre Habsucht, durch ihre Streitigkeiten die Kirche und das Reich nicht zu verwirren. Es ist nicht ungewöhnlich, daß die letzten Stunden der Gläubigen noch durch schwere Anfechtungen getrübt werden. Knox klagte, der Teufel wollte ihm vorspiegeln, er habe durch seine Treue den Himmel verdient, und er wisse doch, daß es nur Gottes Gnade sei, die sich in ihm mächtig gezeigt habe. Das siebenzehnte Kapitel

des Evangeliums Johannis wurde aber „sein Anker, an dem er fest blieb." Er starb in einem Alter von 67 Jahren. Seine Leiche begleitete eine weinende Volksmenge, und der Regent Murton an der Spitze des Adels. Als man den Sarg eingesenkt, rief jener: „Hier liegt der Mann, der nie vor eines Menschen Angesicht sich fürchtete!"

Knox verdiente diesen Ehrenspruch und eine eben so seltene als erhabene Erscheinung ist immer ein Mann, der in dem Maße, wie Knox, keine andre Furcht kannte, als die vor Gott. Aber ob er dabei nicht oft der schuldigen Rücksicht, die man in der Liebe auf die Schwachheit der Mitbrüder zu nehmen hat, vergaß, ob er die Ehrfurcht, die gekrönten Häuptern gebührt, nicht allzusehr aus den Augen setzte, ob er, bei aller Verachtung menschlicher Hoheit und Gewalt, doch nicht zu sehr mit menschlichen Waffen den Kampf für das Reich Gottes ausfocht, indem er die Staatsgewalt für die Kirche aufrief — das sind Bedenken, welche wohl eine ernste Erwägung verdienen.

Es hat aber jedes auserwählte Rüstzeug Gottes seinen eignen Beruf, und wenn auch Knox seinen Antheil an der allgemeinen menschlichen Schwäche nicht verleugnen konnte, so hat er diesen doch in aller Treue erfüllt. Für das ernste, kräftige, rauhe Volk der Schotten gehörte ein solcher Reformator, wie Knox es war; und die Folgezeit hat mit Segen seine Arbeit gekrönt.

§. 6. Befestigung der schottischen Kirche und ihr gegenwärtiger Bestand.

Schwere Kämpfe warteten der schottischen Kirche noch nach Maria's und Knox's Tode. Maria's einziger Sohn führte als Jacob VI. ein schwaches Regiment in dem Lande; obgleich in den Grundsätzen der presbyterianischen Kirche erzogen, war er doch der bischöflichen Kirche so sehr zugethan, daß er den Wahlspruch führte: „Kein Bischof, kein König!“ Aber die Macht des unruhigen Adels, die Hartnäckigkeit der Geistlichkeit, in welcher Knox's unabhängiger Geist fortlebte, zwangen ihm den Bestand der presbyterianischen Kirchenverfassung ab. Nachdem er als Carl I. den englischen Thron bestiegen hatte, machte er noch einen Versuch, die englische Liturgie in Schottland, wie schon oben erwähnt wurde, einzuführen. Als aber 1657 der erste Gottesdienst nach diesem Gebrauch in Edimburg gehalten werden sollte, und der damit beauftragte Geistliche im weißen Chorhemde erschien, schrie alles Volk: „Ein Papst! ein Antichrist! steinigt ihn!“ und Schemel flogen durch die Kirche.

Die Schotten schlossen einen Glaubensbund (Covenant), den sie mehrmals erneuerten, und durch welchen sie sich gegenseitig verpflichteten, für die Aufrechthaltung ihrer Kirchenverfassung Blut und Leben zu lassen. Es gelang demselben, wenn auch erst nach vielen Kämpfen, diese dem Lande zu bewahren; doch erst 1690 erhielt sie durch Wilhelm III. dauernde Bestätigung.

Ein Gut, welches schwere Opfer gekostet hat,

hält man hoch und werth. Es ist nicht zu sagen, wie theuer den Schotten ihre mit so vielem Blute erworbene Kirchenverfassung ist, das haben noch die Vorgänge der letzten Tage gezeigt, auf die wir noch kürzlich hinweisen müssen.

Das Fundament der schottischen Kirche ist nämlich der Satz: „Es giebt kein anderes Haupt der Kirche, als den Herrn Jesum Christum." Damit meint sie, daß die Kirche in ihrer Mitte durchaus keine Autorität anerkenne, als die Christi und seines Wortes, und daß sie das Recht habe, sich unter Christo nach seinem Worte selber zu verfassen und zu regieren, also aus Gottes Geist und Wort die Lehre zu schöpfen, ihren Gottesdienst schriftmäßig zu gestalten und die Gemeindeordnung nach dem Worte Gottes zu bestimmen. Dem Staate gesteht die schottische Kirche allerdings eine Oberaufsicht zu, weshalb ein königlicher Commissarius den Verhandlungen der ersten Kirchenbehörde beiwohnt, auch macht sie es ihm nicht streitig, über die zeitlichen Kirchengüter, die von ihm kommen, frei zu verfügen. Aber sie protestirt gegen jede Einmischung des Staats in die innern Angelegenheiten der Kirche, und stets hat sie dieselbe mit der größten Entschiedenheit abgewehrt.

Im Jahre 1638 wollte König Carl seine Oberhoheit über die Kirche auch in geistlichen Dingen geltend machen; der königliche Commissarius erklärte die oberste Kirchenbehörde, die Einspruch that, für aufgelöst; diese aber bezeugte, der König könne Leib und Leben, Gut und Blut ihnen nehmen, aber er habe keine Macht, eine Behörde zu beeinträchtigen, die nur Christum als ihren Herrn

anerkenne; sie blieben zusammen und erklärten sich im Namen Christi für befugt, in geistlichen Angelegenheiten allein, auch ohne Genehmigung des Staats, giltige Beschlüsse zu fassen. Wegen dieses Eifers, die geistliche Unabhängigkeit der Kirche zu bewahren, war das aus frühern Verhältnissen herstammende Patronatsrecht d. i. das Recht Einzelner, geistliche Stellen zu besetzen, schon immer in der schottischen Kirche ein Gegenstand vieler Beschwerden und vieles Streites gewesen, weil es zur Einmischung weltlicher Macht in die innern Angelegenheiten der Kirche fortwährende Veranlassung gab. In Zeiten, wo die Kirche besonders kräftig war, hat sie es daher auch erlangt, daß das Patronatsrecht gesetzlich aufgehoben wurde; jedoch später (durch eine Acte der Königin Anne von 1712) wurde es förmlich wieder hergestellt, und in neueren Zeiten, besonders durch den Einfluß weltlichgesinnter Prediger, die Rechte der Kirche in so fern dadurch wesentlich beeinträchtigt, als die Gemeinde, die immer ein Widerspruchsrecht gegen die Präsentation des Patrons gehabt hatte, nicht ordentlich mehr gehört wurde. Da erließ 1835 die oberste Kirchenbehörde ein Gesetz (Veto-Acte), wodurch ausgesprochen wurde, es sei ein Grundgesetz der Kirche, daß kein Geistlicher einer Gemeinde wider ihren Willen aufgedrängt würde, und wenn die Mehrheit der männlichen Familienhäupter, die in voller Gemeinschaft mit der Kirche stünden, gegen einen präsentirten Candidaten seien, so solle er durch die geistliche Behörde nicht eingeführt werden. Es wurde aber noch ausdrücklich bevorwortet, daß jeder Protestirende, wenn er dazu aufgefordert würde, feier-

lich vor der Kirchenbehörde erklären müsse, daß keine falschen Rücksichten ihn leiteten. Sofort mischten sich die bürgerlichen Gerichte in die Sache; in mehren Fällen wurden durch Mitwirkung feiler Geistlicher den Gemeinden gegen ihren Willen Prediger aufgedrängt, und die Sache kam 1840 vor das englische Parlament. Hier wurden die Entscheidungen der schottischen Gerichte bestätigt, und ein Gesetz gegeben, wonach nur dann der Widerspruch der Gemeinde gehört werden sollte, wenn sie genügende Gründe vorbrächte. Da aber das Urtheil über die Triftigkeit dieser Gründe auf diese Weise fremder Entscheidung unterlag, so war durch dieß Gesetz allerdings das freie Widerspruchsrecht der Gemeinde aufgehoben, welches die oberste Kirchenbehörde doch für ein Grundgesetz der Kirche erklärt hatte, und da überdieß der Staat sich angemaßt hatte, als Gesetzgeber in kirchlichen Angelegenheiten aufzutreten, so haben nun 500 Geistliche, 2000 Gemeindeälteste und 200 Kandidaten nicht nur feierlich gegen diese Gewaltthat protestirt, sondern haben auch, da sie nicht gehört wurden, die schottische Staatskirche verlassen und bilden nun die sogenannte freie Kirche, welche auf alle zeitlichen Kirchengüter verzichtet, um ihre innere Selbstständigkeit zu bewahren, mit ungeheuern Opfern sich constituirt hat, und als der eigentliche Kern der schottischen Kirche anzusehen ist.

Die ganze Gliederung der schottischen Kirchenverfassung ist folgende:

Die Prediger sammt den Kirchenältesten, deren Zahl verschieden ist, bilden den Kirchenrath (Kerk Session), welcher alle äußern und innern

Angelegenheiten der Gemeinde besorgt. In abgegrenzten größern Kreisen treten die Deputirten des Kirchenraths, unter denen sich alle Mal die Prediger, aber auch Aelteste befinden müssen, zu dem Presbyterium zusammen, welches die Prüfung der Kandidaten hat, und die allgemeinern Kirchenangelegenheiten des Kreises in Berathung nimmt. Ueber den Presbyterien stehen die Synoden, die wieder beschickt werden von den Deputirten der Presbyterien; und alle Jahre einmal, im Mai, tritt die Generalversammlung (general-assembly) zusammen, die oberste Kirchenbehörde, welche aus den Deputirten aller Presbyterien der Kirche besteht, die einen Geistlichen und einen Aeltesten dahin senden, und sich jedes Mal einen Vorsitzer wählt. Diese Versammlung stellt die Gesammtheit der Gemeinden der schottischen Kirche dar, und hat die höchste Entscheidung aller äußern und innern Kirchenangelegenheiten.

Gewiß hat diese Kirchenverfassung viel dazu beigetragen, den kirchlichen Geist in dem schottischen Volke zu erhalten, und hier mehr, als irgendwo anders, die verderblichen Einflüsse des neuern Unglaubens und der Sittenlosigkeit abzuwehren. Unerschüttert besteht hier noch immer die wahre christliche Lehre; wer Lehren, wie die Gottheit Christi, die Erbsünde, die Rechtfertigung durch den Glauben, leugnen würde, würde sogleich von der Kirche ausgeschlossen werden; nur hinsichtlich der Gnadenwahl findet eine Lehrverschiedenheit statt, indem die strengern Prediger diese, wie Calvin, fassen und behaupten, die andern, die sogenannten Moderaten, (moderate men) dem Menschen mehr Einfluß auf

die Bestimmung seines dereinstigen Schicksales einräumen und dem Pelagianismus sich nähern. Diese, in ihren Grundsätzen überhaupt laxer, gestatten zugleich dem Staate mehr Einfluß auf die Kirche, während die andern fast nun alle Glieder der freien Kirche geworden sind. Die Kirchenzucht ward sonst in höchster Strenge geübt und öffentliche Kirchenbußen waren häufig; jetzt hat sie in dieser Strenge nachgelassen; aber doch ist der Geist des ganzen Volks so kirchlich, so ernst, daß die Gottlosigkeit und das Laster sich doch scheuen muß, öffentlich hervorzutreten. Der Sabbath wird als der Tag des Herrn in der heiligsten Stille und Andacht begangen; jeder Geschäftsverkehr, jedes laute Vergnügen ist verbannt; nur zur Zeit, wenn der Gottesdienst angeht und aufhört, sind die Straßen belebt. Der bei uns fast ganz verfallene häusliche Gottesdienst steht dort in höchster Blüthe. Fast allgemein versammeln die Hausväter sämmtliche Hausgenossen Morgens und Abends zum Gebet und zur Betrachtung des göttlichen Wortes; und es übt diese fromme Sitte den heilsamsten Einfluß auf das Familienleben, welches sich durch Ernst, Zucht, Liebe und Eintracht auszeichnet.

Was den öffentlichen Gottesdienst betrifft, so zeigen seine Formen noch die Spuren jener erbitterten Kämpfe, welche die schottische Kirche erst gegen die römische, dann gegen die englische Kirche geführt hat, denn sie stehen in dem alleräußersten Gegensatz gegen die Gebräuche der genannten Kirchen. Die Gotteshäuser sind ohne allen Schmuck, auch ohne Altar. Man sieht nur eine Kanzel zur Verkündigung des göttlichen Worts, welche der

Prediger sogleich bei seinem Eintritt in die Kirche besteigt, und unter derselben ist ein erhöheter Sitz für den Vorsänger, den Chor und die Aeltesten. Keine Liturgie wird gehalten, nur freie Gebete vor und nach der Predigt. Keine Orgel begleitet den Gesang, welcher, vom Vorsänger und Chor geleitet, sanft dahin schwebt. Man singt nur Psalmen und gereimte Stellen der heiligen Schrift (paraphrases), weil man ohne alle menschliche Zuthat sich nur des göttlichen Wortes bedienen mag. Nur im Geist und mit keiner äußerlichen Gebehrde will man Gott dienen, deßhalb faltet man weder die Hände, noch knieet man in der Kirche, während das Letztere allgemein beim häuslichen Gottesdienste geschieht. Außer dem Sonntage, als dem allein von Gott gegebenen Feiertage, begeht die schottische Kirche kein kirchliches Fest. Das Abendmahl wird nur einige Male im Jahre, aber dann von der ganzen Gemeinde begangen, welche es an Tischen, die in der Kirche zugerichtet werden, genießt. Die Prediger sitzen oben an, sprechen die Einsetzungsworte, knüpfen daran Ermahnungen, und die Diakonen reichen Brot und Wein umher. Es ist dieß eine heilige Zeit für die ganze Gemeinde, und niemand schließt sich von der andachtsvollen Feier aus. Die Geistlichen unterstützen einander bei derselben, und sie wird so auch eine Gelegenheit für diese, das Band brüderlicher Liebe enger zu schließen. Vermöge der Verfassung stehen die Geistlichen dem Range nach einander ganz gleich; und wie sie mit seltener Ausnahme sich durch Kenntnisse, durch rege Theilnahme an dem kirchlichen Leben, durch Treue im Berufe auszeichnen, genießen sie

einer hohen Achtung beim Volke; sie sind im Ganzen nicht hoch besoldet, und immer im Verhältniß zu dem Wirkungskreise, den sie haben. Die in der Hauptstadt haben 500 Pfund Sterl., die auf dem Lande wenigstens 150 Pfund.

Die eben beschriebene Kirche ist die herrschende des Landes. Es befinden sich aber neben ihr auch noch mehre Secten, welche theils sich von ihr getrennt haben wegen einzelner abweichender Meinungen meist in Ansehung der Verfassung, obwohl sie in der Hauptsache mit ihr übereinstimmen, theils auch in gar keinem Zusammenhange mit ihr stehen, wie die Independenten, Baptisten, Methodisten. Doch weil die herrschende Kirche hier voll Geist und Leben ist, so ist auch ihre Zahl lange nicht so groß, wie in England, wo die bischöfliche Kirche so viele Bedürfnisse unbefriedigt läßt. Genug, wir können nur mit Dank gegen Gott auf die schottische Kirche hinblicken, der sie in Wahrheit zu einer leuchtenden Stadt auf dem Berge gemacht hat, in dieser Zeit, wo die meisten andern protestantischen Kirchen mehr oder weniger gleichen einer verheerten Stadt, einer Nachthütte in den Kürbisgärten.

Vierter Abschnitt.

Die Reformation in Dänemark und Schweden.

Es war das reformirte Bekenntniß, welches in die bisher genannten Länder sich Eingang verschaffte, so daß nun der ganze westliche Theil Europas, so weit er die neue Lehre aufnahm, demselben huldigte. Es hat dieß auch seine Gründe gehabt, wiewohl es nicht leicht ist, diese vollkommen und genügend zu erkennen. Vielleicht ist es der mehr dem äußerlichen Handeln zugewandte Sinn jener Völker, der sich diesem Bekenntnisse vorzugsweise zuwandte, welches nirgends den überwiegenden Trieb zu äußerer Gestaltung des christlichen Lebens verleugnet hat. Das gemüthlichere, sich mehr in die Tiefen des christlichen Lebens versenkende Lutherthum schien dem ruhigern, bedächtigern, mehr beschaulichen Charakter der nordöstlichen Völker Europas in höherm Maße zuzusagen. Wie es daher in dem nördlichen Deutschland vorzugsweise Eingang fand, so bahnte es sich auch den Weg nach Dänemark und Schweden mit den ihnen zugehörigen Ländern.

§. 1. Dänemark.

Dänemark war von dem Schauplatz der lutherischen Reformation nicht zu weit ablegen, um

nicht durch die hier Statt findenden Bewegungen berührt zu werden. Manche Reisende kamen dahin, und erzählten von den dortigen Vorgängen; mehr Einfluß gewannen jedoch junge Leute, welche zu ihrer Ausbildung die eben aufblühenden deutschen Universitäten bezogen. Unter diesen war ein Edelmann Peter Lille, der Luther selbst in Wittenberg gehört hatte, und nun, des neuen Glaubens voll, mit Begeisterung und auch nicht ohne Beifall das Evangelium verkündete, und die Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung darthat. Johannes Tausanus, ein vielversprechender Jüngling, früh schon dem Klosterleben geweiht, mußte zwar seinem Prior, der ihn auch Behufs seiner weitern Ausbildung nach den Universitäten Deutschlands entsandte, das feierliche Versprechen geben, das ketzerische Wittenberg zu fliehen. Aber es zog ihn doch dahin, nachdem er in Köln einige Bekanntschaft mit Luthers Schriften gemacht hatte. Durch die persönliche Bekanntschaft mit diesem ward er nun vollends für die neue Lehre gewonnen; und als er nach seiner Rückkehr ins Vaterland zum Lehrer der Theologie in Kopenhagen ernannt war, wurde auch er ein thätiger Beförderer der Reformation. Der hartnäckige Widerstand der Geistlichen trieb ihn zwar in die Einsamkeit der Klostermauern zurück, wo er nur im Stillen für seine große Sache weiter wirken konnte. Nicht besser ging es Magister Martin, auch einem Schüler Luthers, welchen sich der damalige König von Dänemark, Christian II. selbst aus Wittenberg erbeten hatte, und dem er sogleich eine Kirche in Kopenhagen einräumte. Dieser evangelische Prediger fand zwar zuerst einen

außergewöhnlichen Beifall, aber die Geistlichkeit der Hauptstadt wußte ihn nach und nach vor dem Volke so lächerlich zu machen, daß er wieder nach Deutschland zurückzukehren gezwungen war.

Aus dem Umstande, daß König Christian II. Magister Martin nach Kopenhagen berief, läßt sich schon schließen, daß dieser Herrscher der Reformation günstig war. Seine Betheiligung an dem Gotteswerke war aber doch zweideutig. Kurfürst Friedrich von Sachsen war sein Oheim; vielleicht daß diese Verwandtschaft einigen Einfluß auf seine Zuneigung zur Reformation übte; sicherlich aber mehr noch die Hoffnung, die Bischöfe, welche sammt dem Adel alle Reichthümer, wie alle Macht im Lande besaßen und das königliche Ansehn auf jede Weise beschränkten, dadurch zu demüthigen. Unter solchen Umständen dürfen wir uns nicht wundern, daß seine Maßregeln zur Einführung der Reformation ziemlich äußerlich und gewaltthätig waren. Daß er evangelische Prediger berief und sie in Schutz nahm, war löblich; aber daß er den Bischöfen schon jetzt, wo die Reformation im Ganzen noch so wenig in den Gemüthern Wurzel gefaßt hatte, ihre äußerlichen Vorrechte entriß, war zum mindesten unklug und es kostete ihm auch das Reich. Er floh zu seinem Oheim nach Sachsen, und hier, auf dem Schlosse Schweinitz bei Wittenberg war es, wo er mit Luthern selbst in Berührung kam und eine Predigt von ihm hörte, nach der er sagte: „er habe das Evangelium sein Lebtag nie so gehört, wollte der Predigt nimmermehr vergessen, und nunmehr, ob Gott will, alles desto geduldiger leiden und tragen.“ In dieser Zeit sandte er auch ein schönes Glaubens-

bekenntniß an sein Volk und ließ eine dänische Uebersetzung des neuen Testaments anfertigen und in Leipzig drucken (1524), wodurch er sich allerdings ein wahres Verdienst um den Fortgang der Reformation in Dänemark erwarb. Es zeigte sich doch aber sehr bald, daß er nur ehrgeizige Pläne bei dem allen verfolgte, denn als er einige Zeit darauf nicht anders Hilfe zur Wiedereroberung seines Reichs erlangen konnte, als daß er mit dem Papste sich aussöhnte, ward er wieder ganz katholisch. Er hatte aber, wie das so zu gehen flegt auf den Wegen der Sünde, nichts von diesem Schritte, als Schaden für seine Seele. Denn der 1531 unternommene Krieg glückte nicht, brachte vielmehr den König in eine sechszehnjährige harte Gefangenschaft, die nur gegen das Ende seines Lebens noch gelindert wurde.

Während dieser Vorgänge hatte Friedrich, Herzog von Holstein, welchen die Dänen nach Christians Vertreibung 1523 zum Könige erwählt hatten, behutsam für die Fortentwickelung der Reformation, der er von Herzen ergeben war, gesorgt. Weislich beschränkte er sich zuerst darauf, selbst seinen Glauben zu bekennen und die evangelischen Prediger zu schützen. So hatte er Tausanus, der inzwischen aus seinem Kloster wieder hervorgekommen war, und dann, mehrseitig verfolgt, sogar aus den Fenstern seines Gefängnisses dem Volke das Evangelium gepredigt hatte, 1526 zu seinem Hofkaplan gemacht, in welcher Stellung er nun desto freier und muthiger mit vielen andern Männern für die Reformation wirkte. Und diese Bemühungen segnete Gott so, daß das Volk immer mehr dem katholischen Wesen abhold ward. Da konnte es nun

der König endlich wagen, mit mehr Entschiedenheit auch den Bischöfen, welche nicht abließen, die neue Lehre zu verfolgen, entgegen zu treten. Er berief im Jahre 1527 einen Reichstag nach Odensee, wo er ihnen zwar die Fortdauer ihrer Vorrechte aufs neue verbürgte, aber nur so weit sie mit dem Worte Gottes übereinstimmten, welches der oberste Schiedsrichter in allen geistlichen Angelegenheiten sein und bleiben müsse, und seinen bestimmten Willen aussprach, daß die Lutheraner neben den Katholiken frei und ohne alle Belästigung ihren Glauben ausüben sollten. Da bekannten sich nun Tausende, welche bisher die Furcht zurückgehalten hatte, zum Evangelium. Im Jahre 1530 übergaben die Evangelischen dem Könige auf dessen Erfordern ein Glaubensbekenntniß in 47 Artikeln, über welches beide Theile ein Religionsgespräch halten sollten. Da aber die Katholischen nicht erschienen, wurden jenen aufs neue ihre Freiheiten verbürgt und es kam nun allerdings von Seiten dieser zu manchen stürmischen Angriffen, besonders auf die Klöster, welche am meisten zu leiden hatten.

Nach Friedrichs Tode machten die Bischöfe, welche ihr Ansehen immer mehr sinken sahen, neue Anstrengungen, dasselbe wieder zu gewinnen; aber ihre Gewaltthätigkeiten dienten nur dazu, das Volk desto mehr zu erbittern, so daß der Nachfolger Friedrichs, Christian III., ein echt evangelischer Fürst, im Jahre 1536 einen entscheidenden Schritt gegen sie wagen konnte. Auf einem Reichstage in Kopenhagen wurden die Verbrechen der Bischöfe vorgelesen, und die Stände erklärten einmüthig, daß sie keine Bischöfe mehr haben wollten.

Sie wurden ihrer Würden und Güter entsetzt, erhielten jedoch vom Könige ein gewisses Einkommen. Dieser berief dann Johann Bugenhagen, Luthers Freund und Amtsgenossen, der schon in Braunschweig, Hamburg, Lübeck und Pommern mit großem Geschick die evangelische Kirche eingerichtet hatte, nach Dänemark, um hier ein Gleiches zu thun. Er verweilte hier von 1537—42, und stellte eine auch von Luther und Melanchthon durchgesehene und gebilligte Kirchenordnung auf, weihte an der Stelle der Bischöfe Superintendenten, welche aber nach dem Tode ihrer katholischen Vorgänger den bischöflichen Titel erhielten. Auf dem Reichstage zu Odensee 1539 erhielt diese Ordnung feierliche Bestätigung, und sie hat sich auch noch bis auf den heutigen Tag im Segen erhalten.

§. 2. Schweden.

In Dänemark war die Reformation auch wohl aus innerm Bedürfniß, noch mehr aber doch aus dem Kampfe des Königthums mit der drückenden Uebermacht der Bischöfe hervorgegangen; in Schweden war dies noch weit mehr der Fall. Die Bischöfe waren hier fast allein im Besitz der Gewalt und der Reichthümer des Landes, so daß König Gustav auf einem Reichstage 1529 versicherte, die Einkünfte der Krone betrügen nur 24000 Mark, während ihre Ausgaben auf 60000 Mark gestiegen wären. Dazu kamen noch die ganz eigenthümlichen Verhältnisse des schwedischen Reiches zu Dänemark, bei denen die Bischöfe auch so besonders betheiligt waren. Durch die sogenannte Calmarische

Union im Jahre 1397 waren Dänemark, Schweden und Norwegen unter dänischem Scepter vereinigt worden. Die Schweden aber wollten sich in der Folge unter das dänische Joch nicht beugen, und das Haus der Sture verschaffte unter fortwährenden Kämpfen ihnen ein ziemliche Selbstständigkeit. Die Bischöfe jedoch, welche viele Besitzungen in Dänemark hatten, standen meistentheils auf der Seite dieser letztern Macht, und hauptsächlich durch den Einfluß des mächtigen und stolzen Erzbischofs Trolle geschah es, daß der eben genannte König Christian II. die Krone von Schweden 1520 wieder erhielt. Da er aber noch viele Widersacher hatte, so suchte er sie durch Gewaltmaßregeln zu schrecken. Er richtete wider die heiligsten Gelöbnisse ein schreckliches Blutbad unter ihnen an, bei dem selbst Kinder nicht verschont blieben. Unter andern sollte in Jönköping ein Vater mit seinen zwei Kindern von acht und fünf Jahren enthauptet werden. Als der jüngere Knabe von dem Blute des ältern bespritzt wurde, sagte das unschuldige Kind zum Henker: „Lieber, beflecke meine Kleider nicht so, ich bekomme sonst Schelte von meiner Mutter!" Gerührt warf der rohe Henkersknecht das Schwert weg, aber der König blieb unbewegt, er ließ das Kind sammt dem Henker von einem andern hinrichten. Durch solche Grausamkeiten erreichte Christian aber gerade das Gegentheil von dem, was er bezweckte; der Haß gegen ihn und seine Helfershelfer steigerte sich so, daß es nur des Auftretens eines tüchtigen Mannes bedurfte, um ihn gänzlich von Schweden auszuschließen.

Und ein solcher kam in Gustav Erichson

mit dem Beinamen Wasa. Dieser merkwürdige Mann war der Sohn eines Reichsrathes und stammte aus einem alten und verdienten Geschlechte. Er war unter den mancherlei Verhandlungen mit König Christian 1518 als Geißel nach Dänemark gekommen, wo ein Verwandter sich seiner annahm und Bürgschaft für ihn leistete. Gustav fand Gelegenheit zu entfliehen, und kam in der Kleidung eines Viehhüters glücklich nach Lübeck und von da nach Schweden. Hier aber war die Macht der Dänen noch so groß, daß er sich nicht hervorwagen konnte. Die Nächte brachte er bald im Korne, bald in Wäldern zu, und als er einst bei seiner Schwester, die an einen Reichsrath verheirathet war, von seinen Befreiungsplänen für Schweden sprach, erschrak sie und bat den kühnen Jüngling mit Thränen, von seinem Wagestücke abzustehen. Dieser aber wurde durch das Blutbad, welches Christian zu dieser Zeit in Schweden anrichtete, nur noch mehr in seinen Plänen bestärkt, gerieth jedoch zugleich in noch größere Gefahr, weil der König einen Preis auf seinen Kopf setzte. Wohin er kam, verschloß man ihm die Thür; und er nahm nun seine Zuflucht zu den Dalekarlen, einem an den westlichen Grenzen Schwedens wohnenden Stamme, der sich durch seine einfachen Sitten, seine Freiheitsliebe und Tapferkeit auszeichnete. Auf dem Wege dahin hatte er manches Abentheuer zu bestehen, denn überall waren die Dänen hinter ihm. Einmal vermiethete er sich bei einem reichen Bauer als Knecht, aber eine Magd erkannte ihn an einem goldgestickten Hemdkragen, der unter dem wollnen Wams hervorsah; ein ander Mal war er in Ge-

fahr, von einem Edelmanne, dem er sich entdeckt und der ihn anscheinend freundlich aufgenommen hatte, ausgeliefert zu werden, weil dieser den auf Gustavs Kopf gesetzten Preis verdienen wollte; und als er eine Zeit lang bei einem redlichen Pfarrer Herberge fand, wurde er nur dadurch von der Hand der Dänen, die schon in das Zimmer traten, wo Gustav sich eben wärmte, errettet, daß die Frau dem vermeintlichen „faulen Knechte" einen Schlag gab, daß er zur Arbeit gehen sollte; und endlich als er von einem mitleidigen Bauer auf einen Wagen mit Stroh gelegt wurde, durchstachen die verfolgenden Dänen sogar sein Bein, und er entkam nur dadurch, daß er sich ganz still verhielt. Unter der wunderbar schützenden Obhut Gottes gelangte er doch zuletzt glücklich zu den Dalekarlen. Er schilderte ihnen die Grausamkeiten Christians, von denen sie noch wenig Kunde erhalten hatten, und erinnerte sie an die ruhmvollen Thaten ihrer Vorfahren. Aber erst dann gelang es ihm, die Bauern zum Entschluß zu bringen, als das Ungestüm der ihm nachsetzenden Dänen sie selbst zur Erbitterung reizte. Die Sturmglocke ward gezogen, auf der Stelle waren 1000 Bewaffnete zusammen, die gleich auf die Dänen losgingen; und als nun ein beherzter schwedischer Kriegsmann in stürmischer Beredsamkeit ihnen aufs neue die von Christian verübten Greuel vorhielt und hinzufügte, er werde nächstens eine Blutreise durch ganz Schweden machen, endlich aber erklärte, Gustav sei der einzige Mann, der Schweden zu retten vermöge; da wurden sie von Rache entflammt und ernannten Gustav zu des schwedischen Reiches Herrn und Hauptmann.

Schnell erfocht Gustav an der Spitze seiner Getreuen einen Sieg nach dem andern; der Haufe vermehrte sich und er stand endlich vor der Hauptstadt des Reiches. Die Belagerung dauerte wohl ein Paar Jahre, aber da inzwischen auch in Dänemark die Empörung wider Christian ausgebrochen war, mußte die Stadt doch endlich im Jahre 1523 übergeben werden. In demselben Jahre wurde Gustav auf dem Reichstage zu Strengnäs zum Könige ausgerufen.

Gustav sah aber nur zu wohl ein, daß das an sich schon arme Reich nicht bestehen könne, wenn aller Reichthum und alle Macht in den Händen der Bischöfe und Geistlichen blieb. Der sicherste Weg aber, ihnen Beides zu entziehen, war die Einführung der Reformation. Daher sehen wir, daß er diese von nun an sich ganz besonders angelegen sein ließ. Er selbst hatte die evangelische Lehre bei seinem Aufenthalte in Lübeck kennen gelernt, und in Schweden war sie schon vor seiner Thronbesteigung einigermaßen bekannt geworden. Zwei Brüder nämlich, Olaus und Lorenz Peterson oder Petri, Söhne eines Schmieds, waren in einem Kloster erzogen worden, und weil sie nicht gemeine Fähigkeit zeigten, schickte man sie nach Rom, um hier eine besondere Ausbildung zum geistlichen Stande zu empfangen. Aber Gottes Wege sind manch Mal ganz andere, als der Menschen. Als die Gebrüder nach Deutschland kamen, fanden sie alles erfüllt von Luthers Lehre. Da dünkte es ihnen denn gar zu unnatürlich, in Deutschland gewesen zu sein, und diesen berühmten Mann nicht gesehen zu haben. Sie fühlten sich aber nun so von ihm gefesselt, daß sie je-

den Gedanken an Rom aufgaben, seine und seiner Freunde Vorlesungen aber desto eifriger besuchten. Ganz erfüllt von der Wahrheit der evangelischen Lehre kamen sie 1519 wieder in ihrem Vaterlande an. Hier geriethen sie gleich mit den Ablaßkrämern zusammen, fanden aber an einem besser gesinnten Bischofe und nach dessen Tode an dessen Archidiaconus, Lorenz Anderson in Strengnäs, einen kräftigen Beschützer, und an dem Letztern bald sogar einen eifrigen Mitarbeiter. Als 1523 der Reichstag in Strengnäs gehalten wurde, scheuten sich diese muthvollen Verkündiger des Evangeliums nicht, öffentlich ein kräftiges Zeugniß gegen den päpstlichen Aberglauben abzugeben. Die erbitterte katholische Geistlichkeit erhob darüber Klage bei dem Könige. Dieser ließ die Erstgenannten vor sich fordern; als aber besonders Anderson in feuriger Beredsamkeit die Schriftmäßigkeit seiner Lehre aus einander setzte, ward der König tief bewegt; er bekannte, daß er gleichen Sinnes sei, empfahl seinen neuen Freunden aber Behutsamkeit, weil die katholische Parthei noch immer zu mächtig sei. Indessen führte Gustav einen geheimen Briefwechsel mit Luther und auf dessen Empfehlung bestellte er Olaus Peterson zum Prediger an der großen Kirche zu Stockholm, seinen Bruder Lorenz zum Professor der Theologie an der Universität zu Upsala, und Anderson ward Kanzler. Zwischen jenen beiden Brüdern fand ein ähnliches Verhältniß Statt, wie zwischen Luther und Melanchthon. Lorenz war gelehrter, bedachtsamer und gelassener, während Olaus durch seine stürmische Beredsamkeit überall eine große Aufre-

gung hervorrief. Daher geschah es, daß das Volk, aufgehetzt durch die katholische Geistlichkeit, öfters mit Schimpfworten, Steinen und Prügeln über ihn herfiel, so daß er kaum mit dem Leben davon kam. Der König aber verfuhr überall mit großer Weisheit. Das Volk suchte er durch Freundlichkeit zu gewinnen, die evangelischen Prediger ermahnte er zu Nachsicht in allen Dingen, welche nicht den Grund des Glaubens geradezu angingen; den katholischen Geistlichen trat er in eben dem Verhältniß entschieden entgegen, als das Evangelium und er selbst in der Zuneigung des Volkes Wurzel faßte. So konnte er denn im Jahre 1524 in Upsala ein öffentliches Religionsgespräch zwischen beiden Partheien veranstalten, in welchem er den Evangelischen den Sieg zuerkannte, weil sie ihre Beweise auf die Schrift gründeten, während jene nur auf menschliches Ansehn sich beriefen. Im Jahre 1525 ließ zwar Gustav noch das päpstliche Jubeljahr feiern; aber zu derselben Zeit ließ Olaus Peterson mehrere Schriften über den evangelischen Lehrbegriff ausgehen, veränderte den Gottesdienst und verheirathete sich, und als die Bischöfe sich über das alles beschwerten, nahm sich Gustav seiner an, indem er erklärte, man solle ihn aus der Schrift widerlegen. Vor allem aber sorgte der König dafür, daß diese selbst dem Volke zugänglich wurde, und auf seine Veranlassung übersetzten Anderson und die Gebrüder Peterson die Bibel ins Schwedische, welche Uebersetzung nun auch nach dem Könige die „gustavische" genannt wurde.

Die Bischöfe machten indeß dem Könige fortwährend große Noth, und unter ihnen besonders

der Erzbischof Magnus, ein überaus stolzer, prunkliebender Mann. Der König hatte ihm schon öfter angedeutet, daß der Beruf eines Seelenhirten nicht im Schwelgen bestehe, sondern in der treuen Verkündigung des göttlichen Wortes; aber ohne allen Erfolg. Ja einst bewirthete er den König zu Upsala mit verschwenderischer Pracht, setzte seinen Thron dem königlichen gegenüber und brachte dem Könige eine Gesundheit zu, indem er sprach: „Unsere Gnaden trinken Euer Gnaden ein gutes Jahr zu!“ Doch Gustav erwiederte schnell: „Deine Gnaden und unsere Gnaden haben nicht Raum unter einem Dache;“ worauf ein allgemeines Gelächter entstand. Und bald nachher fand es der stolze Prälat auch räthlich, seine Schätze, zu denen er räuberischer Weise auch noch die der Kirche fügte, zusammen zu packen, und das Land zu verlassen. Indessen war damit der Widerspruch der Geistlichkeit noch nicht beseitigt; im Gegentheil streuten sie überall Schmähschriften gegen den König aus, und suchten Unruhen unter dem Volke zu erregen, was ihnen auch gelang. Da sah der König ein, daß ein entscheidender Schritt geschehen müsse.

Er berief daher 1527 einen Reichstag nach Westeräs; und hier stellte er den versammelten Ständen vor, welchen Widerspruch er bisher bei allen seinen wohlgemeinten Einrichtungen gefunden habe, und wie das Reich nicht bestehen könne, wenn die Kirche alle Reichthümer des Landes an sich risse. Da aber die Geistlichkeit sich trotzig auf ihre Rechte berief, sagte der König: „Wir können uns nicht wundern, daß das gemeine Volk uns allen Ungehorsam und Verdruß erzeigt, da es solche Anstifter

hat. Wer wollte unter solchem Beding euer König sein! Nicht der Schlimmste in der Hölle, viel weniger ein Mensch. Seid daher bedacht, wie ihr mich redlich aus dem Regiment entlasset, und mir dasjenige erstatten möget, was ich aus meinem Eignen für das Allgemeine ausgegeben; dann werde ich hinwegziehen, und mein undankbares Vaterland nie wiedersehen." Bei diesen Worten brach er in Thränen aus und verließ den Saal. Rathlos standen die Stände nun da, bis endlich die Bauern erklärten, wenn die übrigen Reichsstände keinen Beschluß faßten, würden sie es selbst thun. Da mußte die Geistlichkeit nachgeben; fußfällig bat man den König, er möge die Regierung fortführen; endlich gab er den wiederholten Bitten nach, aber nur unter der Bedingung, daß man seinen Anträgen Gehör gebe. Die Beschlüsse, welche nun gefaßt wurden, waren der Reformation und dem königlichen Ansehen sehr günstig. Vor allem wurde bestimmt, daß alle Schweden das Wort Gottes, wie es von evangelischen Predigern gelehrt werde, werth achten sollten, auch sollte keiner zum Priester geweiht werden, der nicht geschickt sei, das Wort Gottes zu verkündigen. Dem Könige wurde die Befugniß ertheilt, ungeschickte und unwürdige Priester abzusetzen, auch zu bestimmen, wie viel die Geistlichen zu ihrem Unterhalte nöthig haben, damit aus ihren überflüssigen Einkünften, wie denen der Domkirchen und Klöster, das Einkommen der Krone vermehrt werde. Ueberhaupt wurde dem Könige die Regierung der Kirche zuerkannt.

Durch diese Beschlüsse ward ein sicherer Grund für die Reformation in den schwedischen Landen ge-

legt. Sie waren allerdings sehr hart für die katholische Geistlichkeit, und dem Könige war, an sich betrachtet, offenbar eine zu große Macht über die Kirche eingeräumt, indem dieser jede Selbstständigkeit genommen war. Ein böser Regent konnte dieselbe sehr mißbrauchen. Gustav that es nicht. Er nahm zwar augenblicklich der Geistlichkeit so viel von ihren Schätzen, als die Bedürfnisse des Staates erheischten, aber er verfuhr auch jetzt mit großer Mäßigung in Abschaffung der Reste des Papstthums, und war, ganz im Geiste Luthers, vielmehr nur darauf bedacht, der evangelischen Predigt rechten Raum zu verschaffen, damit von innen heraus das Werk sich naturgemäß und dauernd entwickle. Es waren damit aber zum Theil die Reformatoren Schwedens, die Gebrüder Peterson und Anderson nicht zufrieden; und der Letztere und Olaus Peterson ließen sich verleiten, den König öffentlich anzugreifen; ja sie verschwiegen es auch, als, freilich unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses, ihnen eine Verschwörung gegen den König bekannt wurde, nahmen vielleicht sogar selbst daran Theil. Genug sie wurden in gefängliche Haft gesetzt und zum Tode verurtheilt, aber nachher von dem Könige begnadigt. Dieser verfuhr seit dieser Zeit noch selbstständiger in dem Kirchenregiment, berief einen ihm von Luther und Melanchthon empfohlenen Mann, Georg Normann, zum Vorsteher der gesammten schwedischen Geistlichkeit, mit dessen Hilfe es ihm gelang, im Jahre 1544 auf einem Reichstage zu Westerås, durch Abschaffung der noch übrigen päpstlichen Mißbräuche, die Reformation zu vollenden.

Gustav starb 1560, und hinterließ das Reich

in einem blühenden Zustande. Das Werk der Reformation aber hatte noch manche harte Probe zu bestehen. Johann III., Gustavs Sohn, dessen Gemahlin eine polnische Fürstin war und der katholischen Kirche angehörte, ließ sich durch diese verführen, einen Versuch zur Unterdrückung der Reformation zu machen; aber zu tief war diese schon in den Herzen des Volks gegründet, als daß seine Bemühungen hätten Erfolg haben können. Herzog Carl, der Bruder des Königs, der nachmalige König Carl IX., erhielt einen überwiegenden Anhang, und er berief 1593 einen Reichstag nach Upsala, wo die Geistlichkeit einmüthig sich für die Augsburgische Confession erklärte, auf daß ganz Schweden einen Gott habe und wie ein Mann sei. Was Gustav Adolph, der Sohn Carl IX., der hochherzige Beschützer der protestantischen Kirche, für diese gethan, bleibt unvergessen von allen, die diese lieb haben. Aber seine Tochter, Christina, fiel von dem evangelischen Glauben ab, und sie versprach dem Papste, alle ihre Unterthanen in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen; jedoch scheiterten auch ihre Bemühungen an dem tief gegründeten evangelischen Sinne des Schwedenvolks. Sie mußte dem Throne entsagen und starb im Jahr 1589 nicht ohne Reue über ihre Unbesonnenheit. Seitdem ist der Glaube der Schweden unangefochten geblieben. Die schwedische Kirche hat im Wesentlichen die Verfassung beibehalten, welche ihr durch Gustav Wasa gegeben wurde. Sie hat noch immer Erzbischöfe und Bischöfe, welche reich besoldet sind, und in hohem Ansehn gleich der ganzen Geistlichkeit stehen. Die Kirche ist mit dem

Staate aufs engste verbunden, woher es auch kommt, daß die Geistlichen mit einer Menge weltlicher Geschäfte beladen sind. Der Gottesdienst hat viele liturgische Formen; und es haben sich aus der alten Zeit noch viele gute Einrichtungen erhalten, welche der Pflege eines ernsten kirchlichen Lebens sehr günstig sind, z. B. die Gebetsverhöre, bei welchen die Geistlichen den christlichen Zustand der bei ihnen eingepfarrten Familien zu bestimmten Zeiten prüfen, und eine ziemlich strenge Kirchenzucht. Jedoch haben diese Formen den Geist nicht bannen können. Die schwedische Kirche hat zwar im Ganzen noch den alten Glauben, den ihre Bekenntnißschriften aussprechen; aber es wird geklagt, daß diese Rechtgläubigkeit ohne kräftigen Einfluß auf das Leben sei. Wie allerwärts, traten aber auch hier einzelne Zeugen eines lebendigen Glaubens auf, die dem Evangelio neue Bahnen brachen.

Fünfter Abschnitt.

Geschichte der Secten.

Die Kirchengeschichte hat in den Bereich ihrer Darstellungen auch immer die Secten gezogen. Manche religiöse Gemeinschaft ist eine Secte genannt worden, die es in Wahrheit doch nicht ist. Die katholische Kirche nennt die evangelische Kirche auch eine Secte, und wiederum werden die Socinianer,

von denen wir gleich reden werden, von manchen für keine Secte gehalten. Secte heißt Abschnitt; darnach würde man zur Secte diejenigen zu rechnen haben, welche nicht mehr in wesentlichem Zusammenhange mit der Kirche stehen. Darüber wird freilich immer Streit sein, ob eine Gemeinschaft noch in wesentlichem Zusammenhange mit der christlichen Kirche sich befinde, und jeden Falls werden die Secten, wenn sie anders noch christliche heißen wollen, dieß immer in Anspruch nehmen. Es ist auch gewiß, daß manche Secten viel christliches Leben in sich tragen und manch Mal mehr, als in der herrschenden Kirche sich zeigt; und ihre Trennung von dieser hat oft mehr ihren Grund in gewissen absonderlichen Meinungen, welche die Kirche nicht annehmen kann, ohne ihren Bestand aufzugeben, die aber gleichwohl in diesen Gemeinschaften wegen des in ihnen vorhandenen anderweitigen christlichen Lebensgrundes ihre Gefahr drohende Wirkung nicht völlig haben ausüben können, und außerdem in gewissen geschichtlichen Thatsachen, welche den Riß einmal hervorgebracht haben. Solche Secten werden freilich früher oder später zu der Kirche wieder zurückkehren, während andere, in denen der Irrthum die wesentlichsten Grundlehren der Kirche betrifft, und in Lehre und Leben sehr durchgebildet ist, von ihr geschieden bleiben werden. Zu den Letztern gehören ohne Zweifel diejenigen, von denen wir zunächst reden wollen.

§. 1. Die Antitrinitarier oder Unitarier.

In allen öffentlichen Bekenntnissen der christlichen Kirche ist die Lehre von der Dreieinigkeit als

die wesentlichste Grundlehre des Christenthums anerkannt. Wir werden uns nicht weigern können, eine religiöse Gemeinschaft, welche diese Lehre geradezu leugnet, als Secte anzusehen. Wenn es nun jetzt auch an der Tagesordnung ist, daß man diese Lehre bezweifelt, so wurden doch in den ältern Zeiten diejenigen, welche solche Zweifel hegten, nicht allein als Abtrünnige von der christlichen Kirche betrachtet, sondern auch als gemeingefährliche Menschen. Der durch die Reformation angeregte freiere Forschungsgeist führte einzelne im Glauben nicht wahrhaft gegründete Menschen häufiger zu solchen Zweifeln. Zu diesen gehörte Johann Campanus aus dem Jülichschen. Er hielt sich eine Zeitlang in Wittenberg auf, und äußerte schon hier bedenkliche Meinungen über die Lehre von der Dreieinigkeit. Dann machte er diese noch in einem eignen Buche bekannt, worauf er 1553 in Cleve gefangen gesetzt wurde und 1574 im Kerker starb. Schlimmer noch ging es Ludwig Hetzer aus der Schweiz. Dieser suchte seine falsche Lehre auch durch geistliche Lieder zu verbreiten. In einem derselben heißt es: „Ich bin allein der einig Gott, der ohn' Hilf' all Ding erschaffen hat. Fragst du, wie viel meiner sei? Ich bins allein; meiner sind nicht drei. Sag auch dabei ohn allen Wohn, daß ich glatt nicht weiß von keiner Person." Dieser Mensch machte sich auch des Verbrechens der Vielweiberei schuldig und wurde 1529 in Kostnitz enthauptet. Das gleiche Schicksal von Michael Servet ist uns bereits aus der Geschichte Calvins bekannt (Kirchengesch. IV. 2. p. 76.) und wir haben

dort bereits unsere Ansicht über das Verfahren gegen ihn ausgesprochen.

Gerade in dem Lande, wo der meiste Gewissenszwang herrschte, in Italien, erfuhr die Lehre von der Dreieinigkeit die meiste Anfechtung. Hier hatte die Wiederherstellung der Wissenschaften ihren Anfang genommen; damit hatte sich zugleich ein freierer Geist in kirchlicher Beziehung geregt; nachdem Savonarola (Kirchengesch. III. 2. p. 17.) so mächtig das Evangelium bezeugt hatte, fanden die Schriften der deutschen Reformatoren überall Anklang, und in ganz Italien hatte die Reformation ihre Anhänger. Mit dem freiern wissenschaftlichen Geiste war aber zugleich ein Geist des Unglaubens in Italien aufgekommen, und daher rührte denn die Bekämpfung vornämlich auch der Lehre von der Dreieinigkeit. Zu denen, die sie offen bestritten, gehörte der Neapolitaner Joh. Valent. Gentilis, der erst des Landes verwiesen, dann enthauptet wurde, Paul Alciato, Matthäus Gribaldi, Blandrata und besonders Bernhardin Ochino. Dieser war erst General der Capuziner. Seine rauhe Kleidung, sein bis auf die Brust herabhängender Bart, seine grauen Haare, sein bleiches mageres Gesicht und die Schwäche, die von seinem hartnäckigen Fasten herkam, gaben ihm den Ausdruck eines Heiligen. Er besaß eine hinreißende Beredsamkeit, und wo er auftrat, war der Zudrang der Zuhörer so groß, daß Gerüste mußten aufgerichtet, Thüren und Fenster ausgehoben und Ziegel weggebrochen werden, um den seltenen Mann zu hören. Nicht allein das Volk strömte ihm zu, sondern auch viele italienische Große,

selbst Cardinäle. „Ich eröffnete ihm mein Herz,“ sagt der Cardinal Bembo, „wie ich es vor Christo selber thun würde, mir kam es vor, als hätte ich nie einen heiligern Mann gesehen.“ Kaiser Carl V., der ihn in Neapel gehört hatte, bezeugte von ihm, daß er die Steine vermöge in Thränen aufzulösen. Es war aber besonders die Kraft der evangelischen Wahrheit, welche seine Vorträge so mächtig machte. Da nun Ochino mit der Wahrheit auch immer weniger zurückhielt, schöpfte man Verdacht; es wurde ihm vom Papste das Predigen untersagt, und er mußte endlich aus Italien fliehen. In Genf sammelte er eine Gemeinde von italienischen Flüchtlingen um sich, er schloß auch Freundschaft mit Calvin und trat in den Ehestand. Später predigte er an verschiedenen Orten Deutschlands, kam auch nach England, und nachdem er mancherlei Verfolgungen von der katholischen Kirche erlitten hatte, fand er zuletzt wieder eine Anstellung in Zürich (1555). Hier gab er ein Buch heraus, in welchem er freiere Untersuchungen über einige Gegenstände des Glaubens anregte. Darüber wurde er auch seinen protestantischen Brüdern verdächtig. Es wurde ihm Schuld gegeben, daß er gefährliche sittliche Grundsätze verbreite, und namentlich warf man ihm vor, daß er verderbliche Irrthümer hinsichtlich der Lehre von der Dreieinigkeit hege. Noch im Greisenalter mußte er die Flucht ergreifen und wanderte nach dem Lande aus, wo sich schon mehr Stoff für die Ausbildung der unitarischen Richtung gesammelt hatte, nämlich Polen.

In Polen hatten sich schon seit längerer Zeit viele Flüchtlinge zusammen gefunden. Es hatte sich

hieher eine große Zahl Hussiten und böhmischer Brüder gewandt, welche nun auch bei etlichen mächtigen und unabhängigen Adligen Schutz gegen die Verfolgungen der katholischen Geistlichen empfingen. Nachher kamen auch Lutheraner und Reformirte dahin. Alle diese lehrten und lebten neben einander, und 1570 traten sie auf der Synode zu Sendomir in eine gewisse Gemeinschaft. Es waren aber auch schon solche dahin gekommen, welche die bedenklichsten Zweifel, namentlich über die Lehre von der Dreieinigkeit unterhielten. Diese konnten ihre Irrthümer um so leichter ausbreiten, als kein fester kirchlicher Verband ihnen entgegenstand, und die Könige von Polen auch duldsam waren. So hatten diese Antitrinitarier (Gegner der Dreieinigkeit) schon 1565 sich enger unter einander vereinigt; und da die übrigen christlichen Gemeinschaften sie ausschlossen, wuchs nur ihre Stärke, so daß sie in der Stadt Rakau bald eine eigne Kirche, Schule und Druckerei besaßen und 1574 ihre Lehre in einem eignen Katechismus ans Licht zu stellen wagen konnten. Auch in dem benachbarten Siebenbürgen hatten die Antitrinitarier vornämlich in Klausenburg sich festgesetzt und bildeten hier ebenfalls eine eigne Gemeinde.

Es war aber zwei Männern vorbehalten, sämmtliche Antitrinitarier durch Ausbildung eines eignen Lehrbegriffs noch fester an einander zu schließen, so daß sie von da an als eine festgegliederte Kirchengemeinschaft mit sichererm Erfolg auf eine weitere Ausbreitung hoffen konnten. Diese waren Lälius und Faustus Socinus. Beide waren Italiener. Lälius Socinus, der 1525 in

Siena geboren war, stammte aus einem vornehmen Geschlechte her, das viele berühmte Rechtsgelehrte zu seinen Gliedern zählte. Er selbst war ein solcher, dabei ein Mann von feinem Verstande, ausgebreiteten Kenntnissen und angenehmen Sitten, aber ohne Tiefe des Gemüthes. Er war durch seine gelehrten Forschungen zur Bibel geführt worden, lernte, um sie besser zu verstehen, noch die Grundsprachen, und knüpfte auf seinen großen Reisen durch Frankreich, England, die Niederlande, Deutschland, Polen und die Schweiz vielseitige Verbindungen mit angesehenen Gottesgelehrten an, unter andern auch mit Melanchthon und Calvin. Er hatte sich bald überzeugt, daß der römische Lehrbegriff nicht der echt biblische sei; aber welcher dieser eigentlich sei, darüber gerieth er in die äußersten Zweifel. An der Göttlichkeit des Christenthums hielt er freilich fest, aber in die biblischen Lehren von der Sünde, der Versöhnung, der Rechtfertigung durch den Glauben konnte er sich nicht finden, weil er mit seinem Verstande alles begreifen wollte, und ihm die tiefern Erfahrungen des Herzens fehlten. Unter diesen Umständen war es ganz natürlich, daß er, besonders nach seinem zweimaligen Aufenthalte in Polen, eine große Hinneigung zur Lehre der Antitrinitarier zeigte. Er bildete nun im Stillen ein Lehrgebäude aus, welches freilich von den Bekenntnissen der evangelischen Kirche weit genug abwich, verbreitete aber seine Meinungen nicht geflissentlich und starb so ruhig in Zürich 1562. Viel entschiedener aber trat sein Neffe Faustus Socinus auf. Er war auch zu Siena in Italien geboren und zwar 1539. Von

Kindheit an lebte er im Umgange mit seinem Oheim und sog so früh schon seine Grundsätze ein. Er bekleidete ein Hofamt in Florenz, ging 1574 aber nach Basel, um hier ganz der Ausbildung seines Lehrbegriffs zu leben. Er knüpfte sodann Verbindungen mit den Häuptern der Unitarier in Polen und Siebenbürgen an und hatte bald bei ihnen so großes Ansehen erlangt, daß er zur Schlichtung einer Streitigkeit 1578 nach Siebenbürgen berufen wurde. Hier hatte nämlich der unitarische Superintendent Davidis zu Klausenburg behauptet, Christus gebühre keine göttliche Anbetung, sondern nur Achtung. Socin sollte ihn widerlegen; da Davidis nicht widerrief, ward er von den Unitariern ins Gefängniß geworfen, wo er in gräßlichem Wahnsinn endigte. Socin konnte sich indeß erst nicht in allen Punkten mit den Unitariern einigen, endlich aber siegte sein überlegener Geist, und in Polen erhielt seine Lehre allgemeinere Anerkennung. Es wurde auf Grund derselben ein Katechismus, der sogenannte Rakauische, entworfen, der in der Folge unter den Unitariern das Ansehn einer Bekenntnißschrift erhielt.

Der Lehrbegriff der Anhänger des Socin, die nun nach ihm Socinianer genannt wurden, enthielt ungefähr das, was unsere Rationalisten für die allein richtige Lehre ausgeben, nur daß die Socinianer noch gemäßigter in ihren Ansichten sind, als viele von diesen. Sie sehen in der heiligen Schrift die alleinige Quelle der Heilslehre. Die Vernunft vermöge durch sich selbst nichts von göttlichen Dingen zu erkennen, aber die Offenbarung sei für die Vernunft bestimmt, und könne nichts

enthalten, was den Vernunftgesetzen widerstreite. Da finden sie denn nun freilich mancherlei, was zu ihren Vernunftgesetzen nicht paßt. Sie behaupten, daß die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit vernunft- und schriftwidrig sei. Sie sagen, es giebt nur Eine Person in der Gottheit, das ist der Vater, und leugnen die Gottheit des Sohnes und des heiligen Geistes. Sie nennen Christum zwar auch Gott, aber in einem eigenthümlichen Sinne. Er sei ursprünglich bloßer Mensch gewesen, aber ein vorzüglich von Gott begabter, dem die göttliche Wahrheit auf eine übernatürliche Weise mitgetheilt sei, und nach seiner Auferstehung sei er zum Lohne seines vollkommenen Gehorsams zur Rechten Gottes erhoben, mit der höchsten Macht, Würde und Herrschaft bekleidet worden, so daß er nun im Namen und Auftrage Gottes die höchste Regierung der Kirche zur Hilfe und Trost der Gläubigen führe, die daher auch ihr Gebet an ihn richten dürfen. Wenn er sein Werk an ihnen vollendet habe, werde er die Regierung an den Vater wieder zurückgeben. Von einem Versöhnungstode Christi wollen sie nichts wissen, denn Gott bedürfe eines solchen nicht zur Vergebung der Sünden. Christus sei blos für die Wahrheit gestorben und um den Gläubigen ein Exempel des Gehorsams zu geben, auch sich geschickt zu machen, ihnen im Leiden zu helfen. Als Prophet habe er die vollkommensten moralischen Vorschriften mitgetheilt, die er aus dem unmittelbaren Unterrichte von Gott empfangen; als Hoherpriester befreie er die Gläubigen von den Strafen der Sünde, indem er als König die Macht empfangen, sie von der Sünde zu erlösen und zur Seligkeit zu führen. Man sieht, daß die Socinianer nur in so fern

von Aufhebung der Sündenstrafen reden, als die Sünde durch Christi Einfluß getilgt werde. Und wenn sie nun sagen, die Rechtfertigung geschehe aus dem Glauben, so verstehen sie unter dem Glauben nicht die Ergreifung des Verdienstes Christi, sondern nur den Gehorsam gegen seine Gebote, so daß es doch immer nur auf die Werke hinauskommt, durch welche wir selig werden sollen. Sie konnten um so eher so lehren, als sie keine Erbsünde annahmen; sie meinten, es sei auch fraglich, ob in allen Menschen die Neigung zur Sünde sich finde, jeden Falls käme diese nicht aus der Natur, sondern aus einer schlechten Gewohnheit, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanze. Wenn sie auch innere Gnadenwirkungen nicht ganz in Abrede stellten, so hielten sie dieselben doch nicht für nöthig; die in dem göttlichen Worte enthaltenen Verheißungen und Drohungen Gottes genügen, um den Menschen zum Guten zu befähigen. Von den Sacramenten hatten die Socinianer auch sehr dürftige Vorstellungen. Die Taufe sei nur ein äußerlicher Gebrauch zur Aufnahme in die Christenheit und man könne sie auch abschaffen, wiewohl die Beibehaltung gerathen wird. Das Abendmahl hielten sie für ein bloßes Gedächtnißmahl, wobei man Christo seinen Dank für die von ihm empfangenen Wohlthaten bezeugen solle.

Wir sehen in dem Socinianismus nichts als die Theologie des natürlichen Menschen, welche sich das Kleid des biblischen Sprachgebrauchs umhängt. Es kommen daraus lauter Widersprüche, welche in der Ansicht von der Person Christi am unauflösbarsten werden, denn was soll man sich bei einem Christus denken, der als Gott soll angebetet wer-

den, und doch wieder nicht Gott ist? Weil der Socinianismus daher im Grunde doch nur auf Unlauterkeit und Unwahrheit beruhete, konnte er keinen dauernden Bestand haben. Es verdient aber eine gewisse Anerkennung, daß er nicht den Unglauben bis zu den äußersten Grenzen verfolgte, wo wir ihn jetzt erblicken. Davor bewahrte ihn die Ehrfurcht, die er immer noch vor der heiligen Schrift zeigte, und die Scheu vor manchen wichtigen biblischen Wahrheiten, die er doch nicht gänzlich zu beseitigen wagte. Und das ist offenbar der Grund, warum er noch die Erfolge hatte, deren er sich rühmen kann. In Siebenbürgen und Polen wuchsen die socinianischen Gemeinden bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, wo sie ihre höchste Blüthe erreichten. Aus ihrer Mitte standen viele Gottesgelehrte auf, welche mit Geschicklichkeit ihren Lehrbegriff ausbildeten und vertheidigten, z. B. Wissowatius, dessen Schriften nicht geringes Aufsehn machten. Aber um die erwähnte Zeit brach über sie die Verfolgung herein. 1638 hatten einige socinianische Studenten in Rakau muthwillig ein Crucifix beschimpft. Da wurden hier auf den Betrieb der Katholiken ihre Kirchen geschlossen und ihre Druckereien aufgehoben; auch empfingen sie keinen Antheil am Religionsfrieden, weil sie nicht blos in einzelnen Religionsmeinungen, sondern in der Hauptsache sich von den übrigen Christenpartheien unterschieden; und alle ihre Versuche, wieder Duldung zu gewinnen, blieben fruchtlos. Die Vertriebenen suchten Zuflucht in Preußen und in den Niederlanden, verschwanden aber hier allmählig. Nur in Siebenbürgen haben sich socinianische Gemeinden

kümmerlich mit ihrem Gymnasium in Klausenburg erhalten. In England, wohin die Socinianer auch gedrungen waren, wurden im siebenzehnten Jahrhundert die härtesten Gesetze gegen sie erlassen, welche erst 1813 förmlich abgeschafft wurden. Hier bildeten sich auch unabhängig von den Socinianern einzelne unitarische Gemeinden, und Joseph Priestley war gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts besonders thätig, unitarische Grundsätze, welche noch über die socinianischen hinausgingen, zu verbreiten. Er wurde durch den Volksunwillen aus England vertrieben, ging nach Nordamerika, wo dann auch sich noch mehre unitarische Gemeinden bildeten, als in England, die ein Bekenntniß haben, wie etwa unsere Rationalisten, und nur darin ehrlicher sind, daß sie offen aus den lutherischen und reformirten Kirchengemeinschaften treten, in welche sie nicht gehören.

§. 2. Die Wiedertäufer, Taufgesinnte und Baptisten.

Gleichwie die Lehre von der Dreieinigkeit eine Grundlehre des Christenthums ist, so auch die Lehre von der Taufe. Die Erfahrung hat gezeigt, daß eine Abweichung von der kirchlichen Fassung dieser Lehre stets mit vielen andern wesentlichen Irrthümern verknüpft war, so daß die sogenannten Wiedertäufer mit Recht stets als eine Secte betrachtet worden sind. Wir sind den Wiedertäufern im Verlauf unserer Geschichtserzählung schon öfter begegnet (Kirchengesch. IV., 1. p. 106. IV., 2. p. 32.). Sie treten meist als schwärmerische, unruhige, jeder Ordnung widerstrebende Menschen auf. Indem sie

die Kindertaufe verwerfen, weil ein Kind den bei der Taufe geforderten Glauben noch nicht haben könne, und nur Erwachsene getauft wissen wollten, von welchen man voraussetzen könne, daß sie im wahren Glauben ständen, so dachten sie sich die Kirche als eine Gemeinde von lauter Heiligen, und übertrugen auf sie ohne Weiteres alles, was die Schrift von diesen aussagt: daß sie nicht mehr unter dem Gesetze wären, daß sie die Güter gemein hätten u. s. w., womit sich auch das Vorgeben von der Erscheinung des tausendjährigen Reiches verknüpfte. So geschah es denn, daß die Wiedertäufer in Münster die Obrigkeit verjagten, die Gütergemeinschaft und sogar die Vielweiberei einführten und allerlei Greuel ausübten, für die sie mit Fug und Recht die schwersten Strafen erlitten. Die Wiedertäufer wurden deßhalb überall verfolgt. Unter andern wurde David Joris, ein Glasmaler aus Delft, der durch mancherlei Offenbarungen die wiedertäuferischen Partheien zu vereinigen suchte, aus Holland vertrieben und auf seinen Kopf sogar ein Preis gesetzt. Er floh 1544 nach Basel, wo er, da man ihn hier nicht kannte, eine freundliche Aufnahme fand. Er lebte hier unter einem fremden Namen still und eingezogen, besuchte fleißig den Gottesdienst, befliß sich in seinem Hauswesen einer musterhaften Ordnung, und erwarb sich durch seine Wohlthätigkeit viele Freunde. Bei seinem Tode gab sich eine allgemeine Theilnahme kund; bald nach demselben aber verbreiteten sich dunkle Gerüchte, daß es nicht richtig stehe um den Glauben des Mannes, welche dann immer lauter wurden, so daß man zuletzt ganz offen sagte, er sei der berüchtigte Wiedertäufer David Joris aus

Delft. Es wurde nun eine genaue Untersuchung veranstaltet, seine überlebenden Kinder, die Verwandten und Dienerschaft wurden verhört, seine Papiere in Beschlag genommen, und man erhielt allerdings merkwürdige Aufschlüsse. Es stellte sich nicht allein heraus, daß er wirklich der in Holland geächtete Wiedertäufer gewesen sei, sondern auch, daß er eine Lehre ausgebildet habe, welche die Schwärmerei der frühern Wiedertäufer wo möglich noch überbot. Er sagte, die Zeit des Alten Testaments sei die Zeit der Kindheit, die des Neuen Testaments das Jünglingsalter gewesen, nun folge das Mannesalter der Menschheit; sich selbst bezeichnete er aber als den König des neuen Reichs, den wahren Gesalbten Gottes, durch welchen die Herrschaft der Liebe solle begründet werden. Da werde alle Aeußerlichkeit des weltlichen Regiments und des Kirchenthums verschwinden und Gott alles in allem sein. Diese Lehre hatte er nur Eingeweihten ganz in der Stille mitgetheilt, welche er auch mit der Verheißung getröstet haben soll, daß er zwei Jahre nach seinem Tode aus dem Grabe wieder hervorkommen werde. Diese Weissagung ging auch wirklich in Erfüllung, nur in anderer Weise, als er es sich wohl gedacht. Zufolge des Urtheils, welches nach beendigter Untersuchung gesprochen war, wurde der Leichnam des David Joris wieder ausgegraben, dann nebst dem Bildniß und den Schriften des Mannes auf einen Karren geladen, an einen Schandpfahl gebunden und öffentlich verbrannt. Die Verwandten mußten darauf die ihnen Schuld gegebenen Irrthümer abschwören.

Die schrecklichen Auswüchse, welche die Verwerfung der Kindertaufe bisher getrieben hatte,

wie die blutigen Verfolgungen, welche die Wiedertäufer erlitten, machten es unmöglich, daß dieselben sich zu einer ordentlichen Gemeinschaft zusammen fanden. Dieß geschah erst, als ein Mann auftrat, der die Lehre von ihren Auswüchsen reinigte und durch seine Gesinnung die höchste Achtung einflößte. Es war Menno Simonis, geboren 1505 zu Witmarsum im Holsteinschen.

Er ward im vier und zwanzigsten Jahre seines Alters römisch-katholischer Priester in dem Dorfe Pingium. Bis dahin hatte er noch nie in der Bibel gelesen, denn er befürchtete, dadurch verführt zu werden. Bei Abhaltung der Messe versuchte ihn oft der Gedanke, es sei nicht Fleisch und Blut des Herrn im heiligen Sacramente. Das beunruhigte ihn; er beichtete es und sprach mit seinen beiden Mitpriestern darüber. Diese verspotteten ihn aber, und er brachte mit ihnen denn auch seine Tage in Spielen, Trinken und dergleichen Zeitvertreib hin. Dabei wandte er sich endlich doch zum Studium der Schrift; seine Bedenken wegen des Abendmahls wurden hier gelöset, auch lernte er die Schrift immer besser verstehen und ward ein beliebter Prediger. Da geschah es, daß 1531 zu Leuwarden ein gottesfürchtiger Schneider darum enthauptet wurde, weil er ein Wiedertäufer war. Dadurch wurde zuerst seine Aufmerksamkeit auf die Taufe gelenkt. Er forschte in der Schrift, ob die Kindertaufe darin Grund habe. Dazu las er Luthers und anderer gottseligen Lehrer Schriften, aber er meinete zu finden, daß sie alle ihrer Vernunft folgten, wurde je länger, je mehr von der Verwerflichkeit der Kindertaufe überzeugt, und berief sich in

der Folge mit besonderm Nachdruck darauf, daß er diese Ueberzeugung nicht von Menschen, sondern von Gott empfangen habe. Bei alle dem führte er nach seinem eigenen Geständniß noch ein weltliches leichtfertiges Leben. Zu dieser Zeit kamen aber etliche von den aufrührerischen Wiedertäufern in die Gegend seines Wohnorts und fingen hier auch an ihr gottloses Wesen zu treiben. Da diese sich oft auf ihn beriefen und er sich gedrungen fühlte, ihnen Vorstellungen über ihr sündliches Vornehmen zu machen, so fiel es ihm schwer aufs Herz, daß er selbst noch ein so böser gottloser Mensch sei, bat Gott, daß er ihm ein reines Herz schenken möge, fing nun an, die Buße zu predigen, die er an sich selbst erfahren, und zeugte ohne Menschenfurcht gegen alle Greuel sowohl des Papstthums als der wiedertäuferischen Secte. Da kamen im Jahre 1537 etwa sechs bis acht fromme Seelen zu ihm und baten ihn, er möchte sich ihrer annehmen und ihr Führer werden. Er wollte es erst nicht im Gefühle seiner Schwachheit, endlich nach vielem Gebete entschloß er sich dazu, und fing nun an, mit der größten Aufopferung und unter unsäglichen Mühseligkeiten, Gefahren und Verfolgungen die Wiedertäufer in Deutschland und den Niederlanden zur wahren Bekehrung, zu einem gottseligen Leben und christlicher Ordnung zu führen. Indem er sich darüber ausspricht, wie viel er zu leiden habe, sagt er unter anderm: „Wenn andere Prediger auf weichen Betten und Kissen liegen, müssen wir uns gemeiniglich im verborgenen Winkel heimlich verkriechen. Wenn sie auf allen Hochzeiten und Kindtaufen mit Pfeifen, Trommeln und Läuten sich öffentlich lustig ma-

chen, müssen wir uns bei jedwedem Hundebellen umsehen, ob auch irgend die Häscher da sind. Anstatt daß sie von jedermann Doctores, Magistri gegrüßet werden, müssen wir uns nennen lassen Wiedertäufer, Winkelprediger, Verführer und Ketzer und müssen ins Teufels Namen gegrüßt sein. Summa, anstatt daß sie mit großen und vielen Salarien und guten Tagen für ihren Dienst herrlich belohnt werden, muß unser Lohn und Theil bei ihnen Feuer, Schwert und Tod sein." Menno bildete einen Lehrbegriff aus, der sich wesentlich an den reformirten anschloß; nur in dem Lehrstück von der Taufe und der Kirche wich er von diesem ab. Er sagte, die Vergebung der Sünde wird nicht durch die Taufe sondern in der Taufe durch wahren Glauben erlangt; und weil diesen nur solche haben können, welche im Worte Gottes zuvor unterrichtet sind, so dürfen nur die getauft werden, welche das Wort gehört, gehorsamlich angenommen, und dadurch neue Menschen geworden sind. Diese empfangen die Taufe als ein Zeichen des Gehorsams, der aus dem Glauben kommt. Den Kindern ist zwar auch eine große Verheißung von dem Herrn gegeben worden, durch welche sie selig werden, aber die Taufe ist ihnen nicht anbefohlen. Weil Menno nur wahrhaft Gläubige durch die Taufe der Kirche Christi einverleibt wissen will, so kann es nicht befremden, daß er, wie alle Wiedertäufer, die Kirche Christi für eine Versammlung der Gottesfürchtigen und Heiligen achtet; er unterscheidet sich aber von den schwärmerischen Wiedertäufern dadurch, daß er sie unter das Gesetz stellt. Wenn jene meinten, das Gesetz binde sie nicht mehr, und unter diesem Vorgeben sich der größten Zügel-

losigkeit hingaben, so macht er mit dem Gehorsam gegen das Gesetz Christi so sehr Ernst, daß er in Gemäßheit der Aussprüche Christi Matth. 5, 34—40 den Seinen die Eidesleistung, jede Gegenwehr, also auch den Kriegsdienst, wie auch die Uebernahme obrigkeitlicher Aemter untersagt. Zwar erkennt er die Rechtmäßigkeit der Obrigkeit um der Gottlosen willen an, und befiehlt Gehorsam gegen dieselbe, aber er meint, den wahren Christen sei nirgends befohlen, sich an einem obrigkeitlichen Amte zu betheiligen, sie sollten nicht herrschen, sondern dienen und Christi Kreuz tragen. Wenn nun die Kirche Christi nicht ein gemischter Haufen, sondern eine aus lauter Heiligen bestehende Gemeinschaft sein sollte, so mußten natürlich die Unheiligen alle ausgesondert werden. Daher will Menno auch den Bann gegen diese angeordnet wissen.

Es ist nicht zu verkennen, daß ein hoher heiliger Ernst in Menno war, und es ist deshalb nicht zu verwundern, daß er bald eine Menge Anhänger fand. Er hat auch das unbestreitbare Verdienst, die Wiedertäufer reformirt zu haben. Seine Nachfolger lehnen daher jeden Zusammenhang mit den Wiedertäufern, die in Sachsen und Westphalen unter Thomas Münzer und Johann von Leyden so viel Unfug trieben (Kirchengesch. IV. 1. p. 106), aufs bestimmteste ab, und leiten ihren Ursprung lieber von den Waldensern her. Sie nennen sich daher auch nicht Wiedertäufer, sondern Taufgesinnte. Sie haben sich im Allgemeinen auch stets eines stillen, gottesfürchtigen und ehrbaren Lebenswandels befleißigt, sind der Obrigkeit unterthan gewesen, und haben, nachdem der erste Sturm der Verfolgung

vorüber war, daher auch bald Duldung und Religionsfreiheit zuerst in Holland 1626, dann auch in den übrigen Ländern, wohin sie sich ausbreiteten, nämlich Elsaß, Lothringen, Schweiz und dem nördlichen Deutschland, gefunden. Ihr Hauptirrthum bestand in der fälschlichen Auffassung des Begriffs der Kirche. Diese ist wohl eine heilige, sofern sie das heilige Wort Gottes und die Sacramente hat, aber sie bleibt in dieser Welt ein gemischter Haufe. Die Mennoniten fühlten wohl, daß sie die vollkommene Heiligkeit, auf die sie Anspruch machten, nicht immer darstellen konnten, daher war dieß auch ein Punkt, worüber sich schon bei Lebzeiten *Mennos*, noch mehr aber später große Streitigkeiten erhoben. Einige wollten mit der größten Strenge ihre Heiligkeit bewahren; sie bestraften daher jedes Vergehen wider Sitte und Kirchenordnung mit dem Banne, und wollten, daß selbst Ehegatten und Verwandte die Gemeinschaft mit den Bestraften meiden sollten. Diese heißen die *Feinen*, auch *Friesen* und *Flaminger*, weil sie meist aus Friesen, flämischen Flüchtlingen, aber auch Deutschen bestanden. Andere wollten den Bann nur in wichtigen Fällen angewandt wissen und beschränkten die Folgen desselben nur auf die kirchliche Gemeinschaft. Diese hießen *Grobe*, *Dreckwagen*, auch *Waterländer*, weil sie vorzüglich im Waterlande in Nordholland wohnten. Die *Feinen* spalteten sich dann wieder in drei Partheien, je nachdem sie die Strenge ihrer Kirchenzucht schärften und milderten, und sie standen einander so feindselig gegenüber, daß sie die Ueberläufer sogar aufs neue tauften. 1649 kam aber eine Vereinigung unter ihnen zu Stande. Einige

waren aber mit dieser Vereinigung wieder unzufrieden, und es entstanden neue Partheiungen: Janjakobschristen, Uckewallisten, Knöpfler und Heftler, welche sich sogar darüber stritten, ob sie Knöpfe oder bloße Heftel von Drath tragen sollten. Diese alle fanden jedoch einen Vereinigungspunkt in dem Festhalten an den strengen mennonitischen Grundsätzen, obwohl sie in neuern Zeiten auch von ihrer Strenge nachgelassen haben. Die 1649 vereinigten Partheien neigten sich nach und nach mehr zu den Groben hin. Unter diesen trat indeß 1664 eine weitgreifendere Spaltung ein. Während der arminianischen Streitigkeiten in Holland erklärte sich nämlich ein gelehrter Arzt und Lehrer unter den Mennoniten, Galenus, für die Remonstranten, äußerte sogar socinianische Grundsätze, behauptete, es käme weniger auf die Reinheit der Lehre als des Lebens an und wollte keinen aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen wissen, der nur Redlichkeit des Sinnes zeigte. Seine Anhänger wurden Galenisten oder Lammisten genannt, weil sie im Besitz einer Kirche waren, welche im Giebel das Zeichen des Lammes hatte. Diese sind in der Folge am weitesten vom Glauben und der Kirchenzucht der alten Taufgesinnten abgewichen. Sie wollten von keinem bestimmten Glaubensbekenntnisse etwas wissen, gestatteten die größte Lehrfreiheit, so daß viele Socinianer unter ihnen sind, erlauben auch Kriegsdienste und die Uebernahme obrigkeitlicher Aemter und üben nur eine schlaffe Kirchenzucht. Dem Galenus gegenüber erklärte sich Samuel Apostool, auch ein Arzt und Lehrer, für das Festhalten der alten Bekenntnisse und Gewohnheiten. Seine Anhänger wurden Apostoolen oder Sonnisten ge-

nannt, weil sie sich in einem Hause, die Sonne genannt, versammelten. Diese haben ein von einem ihrer Lehrer, Cornelius Riß, 1776 abgefaßtes Glaubensbekenntniß angenommen und nennen sich Mennoniten im engern Sinne, weil sie im rechten Sinne den Lehren Mennos zu folgen glauben. Sie rechnen sich im Allgemeinen zu den Gelinden; sie belegen bloß grobe Vergehungen mit dem Banne, nachdem sie geheime und öffentliche Verwarnungen haben vorangehen lassen, verlangen keine gänzliche Meidung der Gemeinschaft mit den Excommunicirten, halten aber sorgfältig auf das Verbot des Eides, der Kriegsdienste und der Theilnahme an obrigkeitlichen Aemtern. In Holland haben sich im Jahre 1800 beide Partheien dahin vereinigt, daß sie nur den Eid und die Kindertaufe verwerfen, und sind mehr oder weniger dem Rationalismus verfallen. In den übrigen Gegenden sind die meisten Gemeinden Mennoniten im engern Sinne. Sie haben viele Verhandlungen mit den Regierungen in Bezug auf die Leistung der Kriegsdienste gehabt; es ist ihnen aber meist zugestanden worden, dieselben mit Geld abzukaufen. In Preußen ist der Fall vorgekommen, daß ein Mennonit, der von der Gemeinde ausgeschlossen war, weil er Kriegsdienste genommen, dieselbe deßhalb vor Gericht verklagt hat; er hat seinen Proceß aber verloren, und blieb ausgeschlossen. Im Allgemeinen behaupten die Mennoniten noch jetzt den Ruhm des Fleißes, der Treue, der Ehrbarkeit, und leben mit allen Religionsgemeinschaften in Frieden. Glücklich sind die Mennoniten der Gefahr entgangen, welche die fälschliche Auffassung des Begriffs der Kirche den alten zügellosen Wiedertäufern brachte, wiewohl

dieselbe unter ihnen doch auch so viele Streitigkeiten hervorrief; dagegen sehen wir, wie sie, indem sie auf die Selbstthätigkeit des Menschen bei der Taufe einen überwiegenden Nachdruck legen, doch wieder Gefahr laufen, diese überhaupt zu überschätzen, und so in eine Werkgerechtigkeit zu verfallen, welche dann leicht in Indifferentismus, Rationalismus und Glaubenslosigkeit übergeht. Wahrhaft fromme Gemüther überwinden freilich diese Gefahr, indem sie den bei der Taufe geforderten Glauben des Menschen doch wieder auf Gott zurückführen und mit desto größerm Ernste auszuüben suchen, wie wir dieß bei so vielen Mennoniten sehen.

In England und Nordamerika giebt es noch eine sehr ausgebreitete Religionspartheі, welche den Mennoniten zwar darin gleich ist, daß sie die Kindertaufe verwirft, sonst aber in keinem innern Zusammenhange mit ihnen steht. Es sind die Baptisten. Sie sind aus den Independentengemeinden hervorgegangen, welche in England um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts im Gegensatze gegen die dort herrschende bischöfliche Kirche sich bildeten und in Hinsicht auf Lehre und Verfassung jede Gemeinde für unabhängig von der andern erklärten (Kirchengesch. VI. p. 95.), wie sie denn auch jetzt noch dieser Verfassung meist anhangen. Anfangs hielten alle Baptisten die Lehre Calvins, insbesondere seine Lehre von der unbedingten Gnadenwahl fest, später theilten sie sich in die Particular-Baptisten, welche immer noch bei derselben blieben, und die General-Baptisten, welche sich dem Arminianismus mehr näherten. In der neuern Zeit breiten sich in England und Nordamerika die Bap-

tistengemeinden immer mehr aus; es offenbart sich in ihnen ein reges christliches Leben und besonders betreiben sie das Werk der Mission mit eben so viel Eifer, als Erfolg. Ihre Lehren haben in der letztern Zeit auch viel Eingang auf dem europäischen Festlande gefunden und es haben sich hie und da auch schon Baptistengemeinden gebildet, welche sich mit großer Rührigkeit auszubreiten suchen. Sie suchen die gläubigen Gemeindeglieder für sich zu gewinnen, unter dem Vorgeben, daß sie in einer falschen Kirche sich befinden, richten Spaltungen an und verführen nicht selten einfältige Seelen zum geistlichen Hochmuth, weil sie diesen sagen, nun seien sie in der wahren Kirche der Auserwählten.

§. 3. Die Quäker.

Es waren Abweichungen von einzelnen christlichen Grundlehren, welche die bisher genannten Religionspartheien zu Secten machten. Wir kommen jetzt zu einer Gemeinschaft, welche durch ihre ganze Richtung in einen sectenhaften Gegensatz zur Kirche trat. Es sind die Quäker.

Ihre Entstehungsgeschichte führt uns wieder in dasselbe Land hin, welches vor allen so reich an Secten geworden ist, nach England. Hier lebte der Stifter derselben, Georg Fox. Er wurde in Dreton, einem Dorfe der englischen Provinz Lincester im Jahre 1624 geboren und war der Sohn armer Webersleute, welche der Religionspartheì der Puritaner angehörten, die wegen ihrer Bekämpfung der bischöflichen Kirche mancherlei Verfolgungen erlitten hatten. Auch Fox Vorfahren befanden sich

unter diesen Märtyrern, was später auch seinen Einfluß auf Fox geltend machte. Als Knabe sonderte er sich von den andern Gespielen ab und pflegte stille vor sich hin zu brüten. Er erlangte nur die in seinem Stande gewöhnlichen Schulkenntnisse; ja im Schreiben brachte er es so wenig zur Fertigkeit, daß er in spätern Zeiten zum Dictiren seine Zuflucht nehmen mußte. Er ward zu einem Schuhmacher in die Lehre gegeben, der ihn aber häufig auch zum Hüten der Schafe gebrauchte. Da hatte er nun die beste Gelegenheit, seinen Gedanken nachzuhangen; und einen besondern Gegenstand seiner Betrachtung machte immer die Bibel aus, die er fast auswendig lernte, so daß seine Freunde später zu sagen pflegten, wenn die Bibel einmal verloren gehen sollte, so könnte man sie in Foxens Munde wiederfinden. Ein Augenblick war entscheidend für sein Leben. Als neunzehnjähriger Jüngling befand er sich einst auf dem Felde, in tiefe Gedanken versunken. Da glaubte er eine göttliche Stimme zu vernehmen, welche ihm die Eitelkeit der Welt und alles menschlichen Strebens vorhielt, und ihn aufforderte, schon seine Jünglingsjahre ganz dem Herrn zu weihen. Von da an erglühete er in neuem Eifer für seine Heiligung, und je länger, je mehr erschien ihm alles um ihn her verderbt; und besonders war es die Kirche und die Geistlichen, welche er von diesem Verderben ergriffen glaubte. Er überwarf sich mit dem Geistlichen seiner Gemeinde, mied den öffentlichen Gottesdienst und zog sich mit seiner Bibel und seinen Gedanken in die Gärten und Felder zurück, wo er noch mehre göttliche Offenbarungen empfing. Daneben legte er sich auf die Heilkunst,

welche er in der Weise, wie sie gewöhnlich betrieben wurde, auch für verderbt hielt. Er gab dann seine Profession auf, zog als Bußprediger umher und sammelte eine Gemeinde von Gleichgesinnten um sich. Er besuchte jetzt auch wieder die Kirchen, aber nur um gegen die Predigten zu zeugen. Er that dieß oft beim Gottesdienste selbst, und da er hierdurch die auffallendsten Störungen veranlaßte, zog man ihn gefänglich ein. Aber auch im Gefängnisse predigte Fox und bekehrte sogar den Gerichtsvogt mit seinem ganzen Hause. Nach seiner Freilassung änderte er nichts in seinem Benehmen, und das zog ihm nun auch vom Volke harte Züchtigungen zu, das oft eigenmächtig über ihn herfiel und sein unbefugtes Auftreten strafte. Seine Weigerung, Soldat zu werden, weil er es für sündlich hielt, um irdische Dinge zu streiten, zog ihm neue gefängliche Haft zu. Bei Gelegenheit eines gerichtlichen Verhörs entstand auch der Name Quäker, der von dem englischen Worte quake, welches so viel als zittern heißt, herkommt. Als nämlich Fox seinem Richter einst zurief: „Zittre vor dem Worte des Herrn!" sprach dieser: „Sehet den Zitterer (Quaker)!" Doch nannten Foxens Anhänger sich selbst nicht so, sondern Freunde. Ihre Zahl nahm reißend zu, wie immer, wenn die Verfolgung das Feuer schürt. Auch Frauen wurden ergriffen und unter diesen fing Elisabeth Hooton in Nottingham, wo Fox zuerst aufgetreten war, an öffentlich zu predigen; noch mehr zeichnete sich aus Margarethe Fell, die Gattin eines Richters, in dessen Hause die Gemeinde der Quäker eine besondere Pflege fand, und welche Fox nach ihres

Gatten Tode im Jahre 1669 heirathete. Es kamen mitunter sehr stürmische Auftritte vor. Fox selbst rannte einmal im strengsten Winter baarfuß durch die Stadt Lichtfield und verkündigte ihr den Untergang. Ein gewisser Thomas Murford hüllte sich in Bocks- und Schaffelle, zog in dieser vermeintlichen Prophetentracht durch Städte und Dörfer und bedrohete sie mit den Strafgerichten Gottes. Ein Frau, Namens Sara Goldsmith, rannte wie eine Besessene mit aufgelöstem Haar, Erde und Asche auf dem Haupte, durch alle Thore und Gassen und sagte ähnliches Unheil vorher. Ein Musiker, Salomon Ecclos, verbrannte seine musikalischen Instrumente und Bücher als Werkzeuge des Teufels auf öffentlichem Markte in London, ward Fox zu Ehren ein Schuhmacher, begab sich mit seinem Handwerkszeug in die Aldermannskirche, wo eben Gottesdienst gehalten wurde, setzte sich damit auf das Kanzelbrett und fing hier an zu schustern, bis man ihn unter großem Lärm hinaustrieb und in Gewahrsam brachte. Ein anderer, Namens Burroug, drängte sich in einen Kreis, der sich eben um ein Paar Boxer gesammelt hatte, als wollte er es nun auch mit diesen versuchen, statt dessen blickte er den einen Kämpfer so scharf an, daß dieser keine Hand mehr zu rühren wagte. Dann hielt er eine Strafpredigt an die versammelte Menge, daß sie solcher sündlichen Lust nicht mehr fröhnen sollten und lieber rechte Streiter Christi werden, was auf einige auch einen entscheidenden Eindruck machte. Eine wahnsinnige Schwärmerei aber war es, daß ein gewisser Jacob Naylor, ein ehemaliger Soldat, in Bristol seinen

Einzug als Messias hielt. Seine Freunde zogen ihm mit Hosiannah entgegen, begrüßten ihn als den Gesalbten des Herrn, breiteten die Kleider vor ihm aus, fielen vor ihm nieder und küßten ihm die Füße. Er wurde vor Gericht gestellt, zum Pranger und scharfer Auspeitschung verurtheilt, was er alles mit der größten Standhaftigkeit aushielt. Während der Execution hielt ein Zuschauer einen Zettel über sein Haupt, worauf die Worte standen: „Dies ist der Juden König.“ Fox selbst hatte mit wenigen Unterbrechungen auch noch mancherlei zu leiden. Er war als Gefangener nach London gebracht worden. Hier wurde er vor den mächtigen Cromwell gestellt. Er machte auf diesen einen sichtbaren Eindruck, so daß er ihn frei sprach und sogar zur Tafel einlud. Fox aber bedankte sich für die Ehre und ging seiner Wege. Doch befahl Cromwell, ihn und seine Anhänger nicht weiter zu beunruhigen, was indeß nicht überall beachtet wurde. Neue Verfolgungen brachen über ihn herein unter Carl II., weil er sich weigerte, den Huldigungseid zu leisten und seine religiösen Versammlungen einzustellen. Als er aus dem Gefängniß wieder befreiet war, ging er für eine kurze Zeit nach Amerika, dann nach Holland, wo einer seiner Jünger bereits eine quäkerische Kirche gegründet hatte, ja er kam selbst in das nördliche Deutschland, wo er jedoch nicht viel Anklang fand. Erst unter Wilhelm III. ward den Quäkern vollkommene Duldung zu Theil; da verlebte denn Fox in der Nähe von London den Rest seiner Tage in Ruhe, froh, seiner Lehre so viele Anhänger verschafft zu haben.

Gewiß würde indeß die Quäkergemeinde wenigstens in diesem Bestande sich nicht erhalten und noch weniger sich in dem Maße ausgebreitet haben, wie es wirklich später geschah, wenn nicht mehre ausgezeichnete Leute die Gedanken, welche Fox in ziemlich roher Form geäußert hatte, wissenschaftlich weiter ausgebildet und practisch in besonnener Weise durchgeführt hätten. Der Mann, der besonders das Letztere that, war William Penn. Er war der Sohn des berühmten englischen Admirals gleichen Namens und wurde am 14. October 1644 zu London geboren. Schon in seinem zwölften Jahre hatte ein quäkerischer Prediger einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und dieser begleitete ihn auch auf die Universität, die er, vorzüglich begabt, schon in seinem funfzehnten Jahre bezog. Die trockenen Vorträge, welche er hier hörte, befriedigten ihn gar nicht, und da es ihm bald gelang, einige gleichgesinnte Studenten um sich zu sammeln, hielt er mit diesen religiöse Zusammenkünfte. Das wurde als eine Störung der Ordnung angesehen, auch vermuthete man Ketzerei, und er mußte Kirchenbuße thun. Vergebens suchten seine Angehörigen und auch der Vorsteher der Universität ihn auf andere Gedanken zu bringen; er mußte daher die Anstalt verlassen, und wurde auch von seinem erzürnten Vater im Hause nicht geduldet. Doch rührte das geduldige Betragen des Sohnes wieder das Herz des Vaters, und dieser beschloß, ihn nach dem genußreichen Paris zu senden, weil er meinte, daß ihm hier am ersten seine Grillen vertrieben werden würden. Die Reisegefährten, die man ihm mitgegeben hatte, ließen kein Mittel unversucht, ihn in

die Zerstreuungen des Weltlebens hinein zu ziehen, und wirklich gelang es ihnen, statt des steifen Quäkers einen gewandten zierlichen Weltmann nach der damaligen Pariser Mode in das Vaterhaus nach London zurück zu bringen, worüber der alte Admiral eine herzliche Freude empfand, und den Sohn mit tausend Liebkosungen überhäufte. Er wurde nun bei Hofe vorgestellt, wohnte den Hoffesten bei und schien jetzt auf der Bahn zu den höchsten weltlichen Ehren zu sein. Aber plötzlich erwachte in ihm unter furchtbaren Zuckungen der frühere, gewaltsam eingeschläferte Geistestrieb. Ein schrecklicher Kampf begann in seinem Innern. Er sah vor sich nur die Wahl, ob er den nagenden Wurm des Gewissens stets in sich tragen, oder seinem Vater und seinen Verwandten, die er von Herzen liebte, einen tödtlichen Kummer bereiten wollte. Mitten unter den rauschenden Festen, mitten unter den Gunstbezeugungen eines üppigen Hofes stiegen stille Seufzer aus seiner beklommenen Brust zu Gott auf, daß er ihn stärken möge, den schweren Kampf zur Entscheidung zu bringen. Da geschah es, daß sein Vater ihn nach Irland sandte, damit er hier die Verwaltung beträchtlicher Güter übernehme. Er war noch nicht lange dort, als er erfuhr, daß derselbe quäkerische Prediger, der früher einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, in der Stadt Kork angelangt sei. Er begab sich in die Versammlung. Da sah er einen Kreis von Leuten vor sich, welche alle still und stumm dasaßen, nur dann und wann ward ein Seufzen gehört, das einen so lebendigen Wiederklang in seinem gepreßten Herzen fand. Endlich war der Geist über den Prediger gekommen.

Er sprach: „Es giebt einen Glauben in dem Menschen, der die Welt überwindet, und einen andern, der von der Welt überwunden wird," und mit einer solchen Gewalt der Beredsamkeit führte er dieß aus, daß Penn's Entschluß gefaßt war. Er fühlte sich wie von neuem geboren, und nichts konnte ihn hinfort abhalten, den Versammlungen einer Gesellschaft beizuwohnen, welche ihm im alleinigen Besitze der Wahrheit zu sein schien. Die Anfechtung blieb nicht aus. Es war am 3. November 1667, da brach auf einmal ein Trupp Soldaten in die Versammlung ein. Alle, auch Penn, wurden unter dem Zulauf eines schmähenden Volkshaufens vor die Stadtobrigkeit geführt. Den Richtern fiel Penn in seiner reichen Kleidung, in seinen feinen Sitten, mitten unter den andern gewöhnlichen, schlecht gekleideten Leuten auf. Man wollte daher einen Unterschied zwischen diesen und ihm machen, und ihn gegen Caution frei lassen. Aber freimüthig erklärte er, er sei nicht besser, wie sie, und da alle Versuche, ihn von seinem Sinn abzubringen, fruchtlos blieben, ward er mit ihnen ins Gefängniß abgeführt. Er beklagte sich darauf in einem Briefe an die höchste Behörde des Landes über das Unrecht, das ihm geschehen, da er doch keines Verbrechens schuldig sei, und wurde in Folge dessen auch wieder frei gelassen; aber er war weit entfernt, seine Verbindung mit den Quäkern aufzugeben. Inzwischen war die Nachricht von dem Vorgefallenen nach London gelangt. Penn's Vater war außer sich, er rief sogleich den Sohn zurück. Auch jetzt bot er erst wieder alle Mittel gütlicher Ueberredung auf. Unter andern Sonderbarkeiten hatten die Quäker auch die,

daß sie ihr Haupt vor Menschen nicht entblößen wollten. Der Vater wollte dem Sohne alle seine religiösen Meinungen zugestehen, nur sollte er bei Hofe sich mit entblößtem Haupte vorstellen lassen. Penn hielt das aber für eine Verleugnung seines Glaubens und verweigerte es, nachdem er sich darüber im Stillen mit Gott berathen. Da hatte die Geduld des Vaters ein Ende; abermal verstieß er den eigensinnigen Sohn aus dem Hause und zog seine Hand gänzlich von ihm ab. Penn war nun von allem Unterhalt des Lebens entblößt; er trug es geduldig und tröstete sich der Verheißungen, welche der Herr denen giebt, die um seinetwillen Vater und Mutter und all das Ihrige verlassen. Aufs neue wurde der zärtliche Vater durch seine Geduld gerührt und nahm ihn nicht allein wieder in sein Haus auf, sondern gestattete ihm nun auch alle Freiheit, für die theuerste Angelegenheit seines Herzens zu wirken. Er trat daher jetzt förmlich als Prediger auf, eiferte gegen das bloß äußere Kirchenthum, pries das innere Licht, das jeden Menschen erleuchten müsse und drang auf wahre Herzensbuße. Er schrieb an Leute aller Art Briefe, um sie von der Welt ab, und zu der Gesellschaft der Freunde hinüber zu ziehen. Dann gab er auch Tractate heraus, um seinen Grundsätzen eine noch weitere Verbreitung zu verschaffen. Darüber mußte er vielerlei Anfechtungen erdulden, und seine Feinde wußten ihn wieder ins Gefängniß zu bringen. Da richtete Penn einen freimüthigen Brief an das Parlament, worin er die große Sache der Gewissensfreiheit mit vieler Beredsamkeit vertheidigte, beklagte sich zugleich bei den richterlichen Behörden über die schlechte

Behandlung, welcher die Gefangenen ausgesetzt waren, und erhielt dann seine Freiheit wieder. Penn verheirathete sich jetzt in einem Alter von 28 Jahren, und zog sich nach Rikmersworth in der Grafschaft Hertfort zurück, wo er Versammlungen hielt und auf alle Weise für seine Sache thätig war. Reisen, die er dann nach Holland und Deutschland machte, trugen nicht wenig zur Ausbreitung der Quäkergemeinde bei, wiewohl sie in Deutschland weniger Wurzel faßte.

Viel bedeutender wurde seine Wirksamkeit aber in einem andern Welttheile. Penns Vater war im Jahre 1670 gestorben, vollkommen ausgesöhnt mit ihm, und hatte ihn zum Erben seiner bedeutenden Güter eingesetzt. Nun schuldete die Krone ihm bedeutende Summen; und um diese abzutragen, verwilligte Carl II. durch öffentliche Briefe ihm einen bedeutenden Landstrich in Nordamerika, der den Namen Pennsylvanien erhielt. Unter dem Titel eines Generalgouverneurs machte er nun sogleich Anstalt, dem Lande zweckdienliche Einrichtungen zu geben. Wie sehr er auch Quäker war, so sollte das Land doch kein bloßer Quäkerstaat werden. Die Duldung, der er früher so eifrig das Wort geredet hatte, sollte hier zur That werden. Er sicherte allen denen, welche an Gott glaubten und nur nicht lästerlich von ihm redeten, den Gesetzen gehorchen und friedlich mit ihrem Nächsten leben wollten, Freiheit und Schutz für jedes Bekenntniß zu. Da solche Grundsätze noch in keinem Staate Europas ausgesprochen waren, so kann es nicht befremden, daß nicht allein von Quäkern, sondern auch von allen möglichen Religionspartheien, besonders solchen, welche in ihrem Vaterlande be-

drückt waren, ein großer Zufluß entstand. Da Leute, welche um des Glaubens willen ihre Heimath verlassen, gewiß niemals die schlechtesten sind, so gedieh der neugegründete Staat auch zusehends; der unwirthbare Boden wich der Pflege fleißiger Hände, und es erhob sich bald aus der Wüste die Stadt der Bruderliebe, Philadelphia. Penn war noch nicht selbst an Ort und Stelle gewesen; als er nun sich aufmachte, die neue Schöpfung zu besehen, ward er von allen Colonisten als ihr Vater und Wohlthäter aufs dankbarste begrüßt. Er verdoppelte seine Sorge für die ihm theuern Unterthanen, besuchte sie später noch einmal und zog sich dann in das Privatleben zurück, arbeitete noch mehr Schutzschriften für seine Lehre aus und starb dann in Frieden 1718 in London.

Schon oben ist bemerkt worden, daß es ein Glück für das Quäkerthum war, daß gleich zu Anfang sich so ausgezeichnete Leute ihm zuwandten. Wie Penn so großen Einfluß vornämlich auf die äußere Ausbreitung der Gemeinde gewann, so erwarben sich um die Ausbildung des Lehrbegriffs besondere Verdienste Samuel Fisher (gestorben 1664), Georg Keith und vor allen Robert Barklay (gestorben 1690). Wie schwankend die Lehre des ungebildeten Fox auch ursprünglich war, so brachte sie Barklay doch in einen festen wissenschaftlichen Zusammenhang und begründete sie auch durch die Schrift. Im Allgemeinen gaben die Quäker ihre Uebereinstimmung mit allen christlichen Hauptconfessionen kund. Sie haben zwar grundsätzlich kein bestimmtes öffentliches Bekenntniß, aber sie haben es öfter feierlich ausgesprochen, daß sie mit der ganzen

christlichen Kirche bekenneten den Vater als den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, den Sohn als das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, den Erstgebornen vor aller Creatur, durch welchen auch alles geschaffen sei, der für uns gekreuziget, auferstanden, gen Himmel gefahren ist und sitzet zur Rechten Gottes, und an den heiligen Geist, der die Früchte des Lebens in uns hervorbringt. Ihr schroffer Gegensatz aber gegen das äußere Kirchenthum hat sie in eine Bahn gebracht, welche dennoch eine Grundverschiedenheit zwischen ihnen und den andern Confessionen bekundet. Diese zeigt sich vornämlich in folgenden Punkten. Wenn zuerst die evangelische Kirche die heilige Schrift als die alleinige Quelle und Richtschnur des Glaubens betrachtet, so hegen die Quäker zwar auch alle Ehrfurcht vor ihr, und geben zu, daß sie Gottes Wort sei, aber über dieselbe stellen sie das innere Wort. Das sei das Wort, welches vom Anfang bei Gott war, und alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen. Es sei in Christo Fleisch geworden, habe auch in der Schrift geredet, aber fort und fort rede es in unsern Herzen; dieß sei die alleinige Quelle und Richtschnur der Wahrheit, wornach wir auch die Schrift zu prüfen haben. Damit hängt denn auch zusammen, daß die Quäker kein gänzliches Verderben des Menschen annehmen, sondern es stark betonen, daß noch ein Rest vom göttlichen Ebenbilde vorhanden sei, wodurch wir in den Stand gesetzt werden, die Offenbarung des innern Wortes recht zu vernehmen. Sie sehen in den Wirkungen dieses innern Worts auch das eigentlich Erlösende. Sie leugnen zwar nicht, daß Christus für uns gestorben ist, aber es

ist nicht sowohl der Christus für uns, als der Christus in uns (das innere Wort), von welchem sie alles Heil erwarten. Demgemäß verwerfen sie nun auch jede Aeußerlichkeit im Gottesdienste. Sie sagen: „Aller wahre und angenehme Gottesdienst wird einzig und allein durch die innerliche und unmittelbare Bewegung und Neigung des Geistes vollbracht, welche weder an Oerter, noch Zeiten, noch Personen gebunden ist.“ Für die Quäker giebt es daher auch keine sichtbare Kirche mit festen Einrichtungen und Ordnungen. Sie haben kein bestimmtes Bekenntniß, auch keinen eigenen Lehrstand; sie meinen, der Geist Gottes brauche keine gelehrte Leute, und wer es von ihm empfangen habe, solle es umsonst geben, besoldete Priester sind ihnen daher ein Greuel, wiewohl sie in neuester Zeit doch auch schon eingelenkt und wenigstens Reiseprediger angestellt haben. Eben so wenig haben sie eigentliche Kirchengebäude; jeder kirchliche Schmuck, jede liturgische Anordnung gilt ihnen als ein Rest des Papstthums; in einfachen Sälen kommen sie zusammen, sitzen da mit bedecktem Haupte, und warten in stiller Andacht auf das Kommen des heiligen Geistes. Nur wen der Geist erweckt, der redet, es sei Mann oder Weib. Oft gehen sie auseinander, ohne daß jemand geredet hat. Sie verwerfen auch die Sacramente. Sie meinen, die äußern Zeichen habe Christus nur für die Schwachen geordnet; die Geistestaufe und das innere Abendmahl, die innerliche Gemeinschaft der Seele mit dem ewigen Gottesworte (Logos, Christus) seien allein die rechten Sacramente. Mit dieser innerlichen Richtung hängt es zusammen, daß die Quäker gegen die Einrichtungen, Gebräuche und Sitten

des äußerlichen Lebens auch vielfach in Gegensatz treten. So verwerfen sie den Kriegsdienst, den Eid, auch die Abgaben an die Obrigkeit, die sie freilich geduldig sich nehmen lassen, obwohl sie sie mit eigner Hand nicht geben. Auch machen sie die Mode nicht mit und nehmen nicht Theil an den Vergnügungen der Welt, als Tanz und Schauspiel. Eben so sind sie gegen alle Titel und äußere Ehrenbezeugungen, nehmen den Hut nicht ab und reden einen jeden mit Du an. Dabei befleißigen sie sich der strengsten Redlichkeit im Handel und Wandel, der Mildthätigkeit und Dienstfertigkeit. Sie stehen daher auch in allgemeiner Achtung, nehmen den lebendigsten Theil an allen Bestrebungen der christlichen Liebe und haben sich besonders große Verdienste um Abschaffung des Sclavenhandels erworben.

In neuester Zeit haben einige unter den Quäkern freilich die alte Einfachheit und Strenge der Sitten verlassen und werden die Nassen im Gegensatz gegen die Trocknen genannt. Auch in der Lehre hat ein Theil der amerikanischen Quäker, an deren Spitze Elias Hicks steht, sich bedeutende Abweichungen erlaubt. Es war von der höchsten Gefahr, daß die Quäker das innere Wort über das äußere stellten, denn es konnten sich so die Eingebungen des Geistes der Art mit dem Belieben des eignen Herzens vermischen, daß sie ganz und gar von der geoffenbarten Wahrheit abwichen. Dieß ist auch bei der eben genannten Parthei eingetreten. Sie ist in gänzlichen Unglauben versunken, leugnet die göttliche Eingebung der Schrift, die Gottheit Christi und andere christliche Grundlehren. Doch

haben die andern Quäker sich von ihnen losgesagt, als offenbaren Antichristen. In einem gewissen Zusammenhange mit den Quäkern steht noch die kleine amerikanische Secte der Shakers (Schüttler). Diese, gestiftet 1774 von der schwärmerischen Irländerin Anna Lee, hat auch das äußere Wort Gottes ganz verlassen; ein wesentlicher Theil ihres Gottesdienstes besteht im Schweigen und in einer schaukelnd hüpfenden Körperbewegung, wodurch sie theils das Erzittern vor dem Zorne Gottes, theils den Jubel über die zweite Erscheinung Christi ausdrücken wollen. Sie nennen sich die Reinen, leben in Gütergemeinschaft und in bloß geschwisterlichem Verhältnisse der Geschlechter. Daß die Quäker bei ihrer gefahrvollen Lehre von dem innern Worte nicht in mehre Irrthümer gerathen sind, ist eine besonders gnädige Führung Gottes, und hat offenbar darin seinen Grund, daß sie der heiligen Schrift doch mehr Macht über sich verstattet haben, als nach ihren Grundsätzen zu erwarten ist. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß sie durch ihr Dringen auf ein inneres Leben nicht allein einzelnen todten Gliedern der Kirche eine Hilfe zum Leben geworden sind, sondern im Ganzen auch ein heilsames Gegengewicht gegen das äußere todte Kirchenthum gebildet haben. Indeß war ihrer ganzen Richtung doch so viel Verkehrtes und Absonderliches beigemischt, daß sie eine durchgreifende Verbesserung der kirchlichen Zustände nicht bewirken konnten. Im Allgemeinen aber zeichnen sich die Quäker durch Fleiß, Treue, Redlichkeit und Wohlthätigkeit aus. Sie nehmen den lebendigsten Antheil an den Bestrebungen der christlichen Liebesthätigkeit, den Vereinen für

Abschaffung der Sclaverei, Besserung der Armen und Gefangenen, und als leuchtendes Vorbild christlicher Hingebung für die Letztern steht die allbekannte und berühmte Miß Fry da, durch deren rastlose Bemühungen wirklich eine ganz andere Behandlungsart der unglücklichen Gefangenen in England eingetreten ist.

§. 4. Swedenborg.

Es war nicht in England, auch nicht im Schoße der reformirten Kirche, sondern in dem ganz lutherischen Schweden, wo gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine Gemeinschaft mit dem Anspruche auftrat, daß in ihr alle Verheißungen, welche der Herr seiner Kirche gegeben, eine endliche Erfüllung gefunden hätten, und die sich selbst die neue Kirche oder die Kirche des neuen Jerusalems nannte.

Der Stifter dieser Gemeinschaft war Immanuel Swedenborg, geboren zu Stockholm 1689. Sein Vater, lutherischer Bischof von Westgothland, erzog ihn in den Grundsätzen einer streng lutherischen Rechtgläubigkeit. Schon frühe keimte in dem Kinde der in sein Herz ausgestreute Same der Frömmigkeit. Sein Mund floß stets über von gottseliger Rede, so daß man von ihm sagte, die Engel redeten aus ihm. Später fand der Jüngling eine vielseitige Ausbildung auf mehren Universitäten des Auslandes, die er besuchte. Hauptsächlich war es das Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften, zu dem er sich hingezogen fühlte. Er machte darin so gute Fortschritte, daß er bald

mit Auszeichnung beachtet wurde. Er wurde daher von Carl XII., dem er auch durch persönliche Bekanntschaft schon empfohlen war, zum Assessor am Bergwerkskollegium ernannt. Hier machte er mehre nützliche Erfindungen und that sich auch durch die Herausgabe wissenschaftlicher Werke philosophischen und naturgeschichtlichen Inhalts hervor. In Folge dessen stieg er immer höher. Er ward in den Adelstand erhoben, ward auch Mitglied der königlichen Societät in Schweden. Bis dahin ist er nur mit Erforschung der Natur und der Anwendung ihrer Kräfte zum unmittelbaren Lebensgebrauch beschäftigt, denn er erfand auch Maschinen, verbesserte Gewerke u. s. w. Nun aber nimmt sein ganzes Leben eine andere Richtung. Als er im Jahre 1743 sich in London aufhielt, glaubte er eine Erscheinung des Herrn zu haben, der ihm sein ganzes Innere aufthat und des Umgangs mit Engeln ihn würdigte. Diese neuen Erfahrungen beschäftigten ihn so, daß er sein Amt niederlegte, um einzig dem Berufe eines Geistersehers und Erforschers himmlischer Geheimnisse zu leben. Sein irdischer Aufenthalt wechselte zwischen England und Schweden, aber daneben fanden Reisen in Himmel und Hölle, Unterredungen mit allen Geistern der vorsündfluthlichen, der alttestamentlichen und neutestamentlichen Zeit statt. In mehren Werken machte er die Ergebnisse seiner Erfahrungen und Forschungen auf diesem Gebiete bekannt, was ihm viel Spott und Verfolgung zuzog. Uebrigens war und blieb Swedenborg bei all seinem himmlischen Verkehr ein feiner vornehmer Weltmann, der eben so gut mit Leuten vom Stande und mit gebildeten Frauen

umzugehen wußte, als mit Geistern. Er starb in hohem Alter 1772.

Es ist vor allem wichtig, die Lehre dieses wunderbaren Mannes kennen zu lernen. Er hat in so fern Aehnlichkeit mit den Quäkern, als auch er die heilige Schrift nicht als die einzige Erkenntnißquelle der Wahrheit ansieht. Wenn es bei ihnen aber das innere Wort war, wodurch sie alles erkannten, so war dieß bei Swedenborg die Belehrung der Engel. Er meinte, die gegenwärtige Schrift sei nur ein grober Abdruck der Engelsschrift, welche ihr voranging. Diese leuchte aber aus ihr noch immer hervor, wie die Seele aus dem Körper, der Gedanke aus den Augen. Jedem Aeußern in der Schrift entspreche ein Inneres (Correspondenz), und mit Hilfe der Engel diesen innern Sinn zu finden, sei die Aufgabe des geistigen Schriftauslegers. Dadurch erhalten erst Namen, Zahlen, und was sonst in der Schrift gleichgiltig erscheine, die rechte Bedeutung. Diese geheime Weisheit, welche selbst den ersten Christen und den Reformatoren verborgen geblieben sei, sei erst jetzt, d. i. zur Zeit Swedenborgs, ans Licht gestellt worden. Dieselbe enthält nun freilich viel Neues, aber auch solches, was von der rechten Schriftlehre ziemlich abwich. Swedenborg sprach zwar vom Vater, Sohn und Geist; indeß ist ihm Jesus Christus doch nur der einige wahre Gott, Jehovah in verklärter menschlicher Gestalt. Eine Genugthuung nahm er auch nicht an, denn durch fremdes Verdienst könne man nicht gerecht werden; er meinte aber, daß Christus durch seinen Tod nicht allein selbst zum Siege hindurch gedrungen sei, sondern daß er auch dadurch die Sünde

der Welt überwunden habe. Dieß sei freilich nicht ein für alle Male geschehen, sondern Christus nehme vielmehr fortwährend die Sünde hinweg, indem er den Bußfertigen ein neues göttliches Leben mittheile. Es erhellt daraus, daß Swedenborg die Lehre der evangelischen Kirche von der Rechtfertigung nicht annahm, sondern von der Heiligung allein die Seligkeit abhängig machte. Es heißt daher auch in dem Katechismus der neuen Kirche: „Ich glaube, daß ich, um selig zu werden, alles Böse als Sünde gegen Gott fliehen, und ein Leben nach den heiligen zehn Geboten führen muß." Mit großer Ausführlichkeit und Genauigkeit beschreibt Swedenborg das Leben nach dem Tode. Er tadelt es als einen großen Irrthum, daß man sich so absonderliche Vorstellungen von diesem mache. Er sagt: „In der geistlichen Welt da oben erscheint alles, was in der natürlichen Welt ist; es erscheinen Häuser und Paläste, Paradiese und Gärten, und in ihnen Bäume aller Art, es erscheinen Aecker und Brachfelder, Felder und Auen, sowie großes und kleines Vieh, alles gerade wie auf unserer Erde; nur mit dem Unterschiede, daß dieß alles einen geistigen Ursprung hat nach dem Gesetze der Correspondenzen. Die also, die in der Neigung zum Guten und Wahren sich befinden, die wohnen in solchen herrlichen Palästen, um welche Paradiese mit Bäumen sind; die, welche eine entgegengesetzte Gesinnung haben, sind auch in der Hölle in Zuchthäuser eingeschlossen, welche keine Fenster haben, in welchen aber gleichwohl Licht ist, wie von einem Irrwische; oder sie befinden sich in Wüsten und wohnen in Hütten, um welche alles unfruchtbar ist, und wo sich Schlangen, Dra-

chen, Nachteulen und Anderes dergleichen aufhält, was ihrem Bösen entspricht. Zwischen dem Himmel und der Hölle ist ein Mittelort, welcher die Geisterwelt genannt wird; an diesen kommt jeder Mensch gleich nach dem Tode, und hier findet ein ähnlicher Verkehr des einen mit dem andern statt, wie unter den Menschen auf der Erde. Es erscheinen auch hier Gärten, Haine, Wälder mit Bäumen und Gesträuchen, so wie auch blumige und grüne Felder und zugleich Thiere verschiedener Art, zahme und wilde, alles nach der Correspondenz ihrer Neigung." Da hat er denn auch Böcke mit Hörnern erblickt, welche gegen die Schafe stießen, und als er näher nachgesehen, seien die Böcke diejenigen gewesen, welche in dem von der Liebe getrennten Glauben gelebt und um den todten Glauben gestritten haben. Swedenborg verwirft auch die kirchliche Lehre von der Auferstehung und dem jüngsten Gericht. Er meint, die Seele nehme bei ihrem Abschiede von der Erde den Körper gleich mit, der freilich eine jener Welt angemessene Gestalt empfange. Die Engel, die er dort siehet, sind nichts als Menschen, die hier auf dieser Welt einst gelebt haben; die Guten die guten Engel, die Bösen die Teufel. Das jüngste Gericht stehe nicht mehr bevor; mehre Gerichte seien schon gehalten, das letzte habe mit dem Beginn des Jahres 1757 seinen Anfang genommen, und es sei noch in demselben Jahre beendigt worden. Da er selbst Augenzeuge davon gewesen zu sein behauptet, giebt er eine ausführliche Beschreibung davon. Er sagt: „In der Mitte sah man diejenigen versammelt, welche Protestanten heißen und zwar nach den verschiedenen Ländern abgetheilt: die Deutschen

gegen Mitternacht, die Schweden und Dänen gegen Abend, die Holländer gegen Morgen und Mittag, die Engländer dazwischen. Um diese herum die Anhänger der päpstlichen Religion, der größte Theil in der Abendgegend, einige in der mittäglichen. Jenseits von diesen die Muhamedaner, auch nach den Ländern abgetheilt, im Abend. Den fernern Umkreis bildeten die Heiden in ungeheurer Zahl. Die Bösen unter den Muhamedanern wurden in Pfützen und Sümpfe, die Gottlosen unter den Heiden in zwei große Schlünde geworfen, während die Guten aus beiden Religionen, nachdem sie ihren Irrthum eingesehen, mit den Christen vereint wurden. Die Papisten hatten in jener Welt ihre Messen fortgelesen, ihren Bilderdienst fortgesetzt, ihre Klöster gehabt u. s. w. Diejenigen unter ihnen, welche zur Unterdrückung der Wahrheit thätig gewesen waren, wurden in den Abgrund des Meeres gestürzt, welche aber bei ihren Irrthümern eine Neigung zur Wahrheit behalten hatten, wurden in eine besondere Gegend gesandt, um dort von protestantischen Geistlichen unterrichtet, und erst dann in den Himmel aufgenommen zu werden.

Man sieht aus diesen Proben, daß Swedenborg ziemlich menschlich phantasirte. Und seine ganze Lehre ist auch sehr menschlich. Die biblischen Lehren, welche auf die Tiefe des menschlichen Verderbens, auf die Erlösung durch Christi Blut, auf die Gerechtigkeit allein durch den Glauben hinweisen, werden von ihm abgeschwächt, und es kommt am Ende nichts heraus, als ein dürrer Rationalismus, der allein auf den Werken steht, und der nur durch die schwärmerischen Grübeleien über

die unsichtbare Geisterwelt etwas schmackhafter gemacht wird. Für den gemeinen Mann waren die Letztern zu hoch, auch war es für diesen kein Trost, daß die zukünftige Welt von der jetzigen nicht wesentlich verschieden sein sollte; daher sehen wir, daß Swedenborg vorzüglich nur unter den Gebildeten und Vornehmen Eingang fand. Seine Anhänger traten zuerst 1787 mit einer besondern Gemeindeverfassung als die Neue Kirche in Schweden und England zusammen. Zuerst machte die Secte eben keine sonderlichen Fortschritte. In neuester Zeit hat sie nicht allein in den genannten Ländern, sondern auch in Nordamerika, in Deutschland, vorzüglich im Würtembergischen, durch den Einfluß des Prälaten Oetinger und des Bibliothekars Tafel einigen Zuwachs erhalten. Man vermengte mit den Lehren Swedenborgs die angeblichen Offenbarungen des Magnetismus und Somnambulismus; und wie unsere Zeit, die von dem Ernste der Buße nichts wissen will, überhaupt dem Außerordentlichen nachhängt, so mag darin der Grund der weitern Verbreitung der Secte liegen.

§. 5. Schwenkfeld.

Gleichwie Swedenborg aus der lutherischen Kirche hervorging, so auch Caspar Schwenkfeld, der in seinen Irrthümern jenem in so fern auch ähnlich war, als er auf alles Aeußere in der Religion wenig Werth legte. Er war ein Zeitgenosse Luthers, geboren 1490 zu Ossigk in Schle=

sien. Er widmete sich zu Cöln und an andern Orten den Wissenschaften und war nachmals herzoglicher Rath zu Liegnitz. Er war ein Mann von freundlichem, stillem, sanftem Wesen, reinen Sitten, großer Beredsamkeit und inniger Frömmigkeit. Er begrüßte mit Freuden die Reformation Luthers, besonders deßhalb, weil sie den äußerlichen Ceremoniendienst und die äußerliche Werkheiligkeit der katholischen Kirche bekämpfte. Bald aber war er mit Luther nicht mehr zufrieden. Er hatte an der Art und Weise, wie er die Gerechtigkeit durch den Glauben predigte, viel auszusetzen. Er meinte, die Leute würden dadurch verführt, ihr Vertrauen auf einen äußerlichen Glauben zu setzen, und die Heiligung des Herzens werde dadurch beeinträchtigt. Auch die lutherische Lehre vom Abendmahl war ihm zu äußerlich. Er meinte, die innere Wirkung des heiligen Geistes sei die Hauptsache beim Sacramente, die nur durch das Aeußere abgebildet werde. Nicht durch den Genuß des Abendmahlsbrotes werde man des Leibes Christi theilhaftig, sondern durch die übernatürliche geistige Gemeinschaft mit Christo, der das wahre Brot der Seele sei. Er erklärte darnach die Einsetzungsworte so: „Mein Leib ist dieß, nämlich das wahre Brot für die Seele; mein Blut ist dieß, nämlich der wahre Seelentrank.“ Im Jahre 1525 kam Schwenkfeld mit Luther und Bugenhagen zu Wittenberg zusammen und trug ihnen seine neue Lehre vor. Sie begegneten ihm erst mit vieler Freundlichkeit; aber statt von seinen Irrthümern abzustehen, ging er immer weiter. Er setzte den Werth des äußerlichen Wortes Gottes sehr herab, meinte, es habe nur dann Kraft zur Erleuchtung

und Erneuerung des Menschen, wenn das innere Wort zuvor in ihm ertönt sei, und nannte es Buchstabendienst, wenn Luther auf die unabhängige Kraft der heiligen Schrift drang. Dieser alles Aeußerliche verwerfenden Richtung gemäß läugnete er auch die wahre Menschheit Christi, indem er behauptete, die menschliche Natur Christi sei unmittelbar von Gott geboren, glorificirtes Fleisch; verwarf die Kindertaufe, indem er nur der Geistestaufe Werth beilegte, und achtete dafür, daß ein aus dem Geist geborner Mensch das Gesetz Gottes vollkommen halten könne. Er wich nach und nach von allen Artikeln der Augsburgischen Confession ab, trat mit Schwärmern in Verbindung, erklärte, er würde selbst lieber zu den Papisten übertreten, als mit den Lutheranern Gemeinschaft haben, und rieth auch dem Herzog von Liegnitz ab, lutherische Einrichtungen in den Kirchen seines Landes einzuführen. Kein Wunder, daß er heftige Verfolgungen gegen sich erweckte. In einem Erlaß der braunschweigischen und hannöverschen Regierung heißt es: „der Teufel habe noch in keinem Ketzer sein Wesen so meisterlich gehabt, als in der unflätigen Stachel, Kaspar Schwenkfeld, der ein eigensinniger, toller Teufel sei, über welchen die Hölle ihren Rachen aufgesperrt und ihn vollgespeiet habe mit aller ihrer Grundsuppe von Gift und Galle, davon er auch so voll und toll geworden, daß er taumelt und nicht weiß, was er geifert. Er ist neben dem Papste und andern Schwärmern eine Geißel und Staupbesen des zornigen Gottes im Himmel." Er mußte sein Vaterland verlassen, suchte in Schwaben und am Rhein für sein innerliches Christenthum zu wir-

ken und starb endlich 1561. Nach seinem Tode bildeten sich in Schlesien mehre Gemeinden, welche seine Lehre annahmen. Auch sie wurden verfolgt; viele von den Schwenkfeldianern zogen nach Nordamerika, wo sie auch Gemeinden geündeten, die noch bestehen. Und seit Friedrich der Große allgemeine Religionsfreiheit in seinem Lande gewährte, sind sie in Schlesien auch wieder aufgetaucht, sind aber nicht sehr zahlreich.

§. 6. Noch einige andere Secten.

Je mehr in neuester Zeit durch den Unglauben der kirchliche Verband gelockert ist, desto weniger kann es Wunder nehmen, daß das Auftauchen von sectirerischen Bestrebungen im Zuwachs begriffen ist. Wir weisen nur noch kurz auf einige derselben hin, welche freilich sehr verschiedene Ausgangspunkte haben.

Im Jahre 1797 bildete sich in den Niederlanden eine kirchliche Gesellschaft, die sich Christo Sacrum nannte. Die Stifter derselben waren Jacob Heinr. Onder de Wyngaart-Canzius und Isaac van Haastert. Sie wollten die Glieder aller Confessionen in Eine Gemeinschaft bringen. Sie stellten gewisse Hauptlehren hin, die man annehmen müsse, um der Gemeinschaft anzugehören. Es waren die Grundlehren des Christenthums, und um diese sammelten sich wirklich nicht wenige Glieder aller Confessionen; selbst aus der katholischen Kirche traten etliche bei. 1802 erhielt die Gesellschaft auch Religionsfreiheit von der Re-

gierung. Da man aber, um niemandes Glauben zu nahe zu treten, je länger, je mehr, sich in ganz allgemeinen Betrachtungen hielt, so wich der christliche Geist auch immer mehr aus der Gesellschaft, und in Folge dessen geht sie ihrem Untergange immer mehr entgegen.

Mehr Fortschritte macht in der neuesten Zeit der sogenannte Irvingianismus. Er hat seinen Namen von dem schottischen Prediger Irving, der in London durch seine glühende Beredsamkeit großes Aufsehn erregte. Er wurde aber im Jahre 1832 von der schottischen Nationalkirche ausgeschlossen, weil er behauptete, die menschliche Natur Christi sei mit der Erbsünde behaftet gewesen, die er nur vermöge der göttlichen überwunden habe. Außerdem behauptete er die Fortdauer der außerordentlichen Gaben des heiligen Geistes in der Kirche. Es traten Leute in der Gemeinde, welche sich um ihn sammelte, auf, die mit Zungen redeten. Sie stießen, wie sie vorgaben, vom Geiste Gottes ergriffen, allerhand unverständliche Töne aus, welche die Sprache der andern Welt sein sollten. Nach Irvings Tode wurde seine Lehre weiter ausgebildet. Man behauptete nicht allein die Fortdauer der außerordentlichen Gaben des Geistes, sondern auch der Ephes. 4, 11. genannten Gemeindeämter. Noch erwecke der Herr Apostel, welchen dieselben Gaben und Vollmachten ertheilt seien, wie den ursprünglichen Aposteln; Propheten, welche die Geheimnisse des Reiches Gottes verkünden, auch z. B. anzeigen, welche Leute der Herr zu Aposteln erwählt habe; Lehrer, welche das Wort Gottes auslegen; Hirten, welche die Seelen weiden und pflegen; und Evangelisten,

welche das Evangelium denen, welche noch außerhalb der Gemeinde stünden, zu predigen, und für Ausbreitung des Reiches Gottes zu wirken hätten. Von der Wiederherstellung dieser Aemter erwarten die Irvingianer die wahre Verbesserung der Kirche. Daneben legen sie einen besondern Nachdruck auf die Nothwendigkeit eines heiligen Lebens, und zwar in dem Maße, daß sie die Rechtfertigung allein durch den Glauben trüben. Sie halten sich für die Gemeinde, die vor dem Herrn allein bestehen könne und bestimmt sei, diejenigen zu sammeln, welche bei der Erscheinung des Herrn gerettet werden sollten; die Wiederkunft des Herrn aber verkünden sie als ganz nahe bevorstehend. Besonders diese letztere Lehre ist es, welche der Secte viele Jünger zugeführt hat. Nicht allein in England zählt sie jetzt mehre Gemeinden, sondern auch in Deutschland. Es sind in der Mitte derselben wirklich zwölf Apostel aufgestanden, welche nun in verschiedene Gegenden ausgehen, um hier in voller apostolischer Würde lehrend und ordnend aufzutreten; und die einzelnen Gemeinden haben ihre Propheten, Hirten und Evangelisten, welche in der eben bezeichneten Weise wirken. Es finden doppelte Versammlungen Statt: solche, wo nur die eigentlichen Gemeindeglieder gegenwärtig sind, und in denen nebst längern katholisirenden Liturgieen nur Vorträge der Lehrer oder Hirten gehört werden; und solche, welche auch Fremden offen stehen, denen nur die Evangelisten das Wort Gottes verkündigen, um sie herbeizuziehen. Es läßt sich nicht leugnen, daß in den Gemeinden der Irvingianer ein erhöhtes Geistesleben sich offenbart, wie denn meist ausgezeich-

nete Leute zu denselben gehören, und Opfer bringen sie auch für ihre Sache, sie geben z. B. den Zehnten von all ihrem Einkommen; aber eines Theils stehen sie in Gefahr, den festen Boden des göttlichen Wortes zu verlassen und der Schwärmerei anheim zu fallen, indem sie dem Ansehn von neuen Aposteln und Propheten sich hingeben, die doch ihren göttlichen Beruf noch mit nichts bewiesen haben, als mit ihrer eignen Versicherung; und auf außerordentliche Geistesgaben ihr Vertrauen setzen, die als solche noch eben so wenig bewahrheitet sind. Auch liegt in dem Vorgeben, daß ihr Häuflein das auserwählte, die allein wahre Kirche sei, eine große Versuchung zum geistlichen Hochmuth. Die Irvingianer haben auch neuerlich ein großes Mißtrauen darum gegen sich erweckt, weil ihre Anhänger sogar in den geistlichen Aemtern anderer Kirchen zu bleiben versucht haben, unter dem Vorgeben, daß sie ja nur für die wahre Kirche, die eine allgemeinere werden müsse, wirken, und man hat sie deshalb sogar des Jesuitismus verdächtigt, ein Verdacht, der bis jetzt wohl noch ohne Grund ist, weil ihnen nicht nachgewiesen werden kann, daß sie unter dem Deckmantel der Frömmigkeit irdische selbstsüchtige Zwecke verfolgen.

Ungleich bedenklicher, als die bisher genannten Secten, sind die, welche kaum noch irgend einen Zusammenhang mit der christlichen Wahrheit behaupten. Der immer offener und frecher hervortretende Unglaube der neusten Zeit wird vielleicht deren noch manche hervorrufen. Am bekanntesten ist in den letzten Tagen die Secte der St. Simonisten geworden. Sie hat ihren Namen von dem französi-

schen Grafen St. Simon (geboren 1760, gestorben 1825.). Von ihm erzählt einer seiner Jünger: „Er hatte einen Augenblick zu hoffen aufgehört, er erfleht den Tod vom Himmel, will ihn, sucht ihn; seine Hand waffnet sich gegen ihn selbst — und der Blitz durchfurcht seine Stirn! — Aber noch war seine Stunde nicht gekommen, seine Sendung nicht vollbracht; eine religiöse Begeisterung durchdringt ihn; von nun an spricht nicht mehr der Gelehrte, der Industrielle; ein Gesang der Liebe durchströmt den Verstümmelten, der göttliche Mensch thut sich kund, das neue Christenthum ist der Welt gegeben!" Was aber ist das für ein Christenthum? Es ist aus dem ganzen Christenthum nichts als der Name der Liebe herausgenommen, diesem Namen ist aber ein Inhalt gegeben, der dem ganzen Christenthum wieder Hohn spricht. Menschenliebe und Menschenbeglückung soll es sein, und diese soll sich darin zeigen, daß alle Güter, alle Gaben, alle Arbeiten gleich unter den Menschen vertheilt werden. Der St. Simonismus ist die Zerstörung aller göttlichen Ordnung, der Umsturz aller bestehenden Verhältnisse; er kennt nur diese Welt, welche ihm auch der alleinige Gott ist; er setzt den reizenden Fürsten dieser Welt „wieder in seine Rechte ein," das irdische Wohl ist der letzte Zweck seines Strebens, das er nicht auf göttlichem Wege, sondern auf ganz willkührliche menschliche Weise zu erreichen sucht. Er giebt sich für die neue Weltreligion aus, welche weiter nichts als der gemeinste Communismus und Socialismus ist, welche immer aufs neue den Weg zur Revolution und zur Offenbarung des Menschen der Sünde öffnet. Er hat in dem Au-

genblicke seines ersten Auftretens großes Aufsehn gemacht, und hat viele begeisterte Anhänger gefunden, aber er hat sich in den allgemeinen communistischen und socialistischen Bestrebungen verloren, so daß von ihm wenig mehr die Rede ist.

15,000 Auflage.

Druck von Friedrich Klöppel in Eisleben.

Der christliche Verein im nördlichen Deutschland.

Der Zweck dieses Vereins ist, durch Verbreitung größerer Erbauung schriften christliches Leben im Volke zu erwecken und zu unterhalten. In jede Jahre giebt er deren zwei heraus, welche den Mitgliedern unentgeldlich zugesan werden. Mitglied des Vereins ist jeder, der einen bestimmten Beitrag von Eine Thaler jährlich entrichtet. Anmeldungen zum Beitritt und Anfragen in Betreff d Vereins sind zu richten an den Geschäftsführer desselben, Superint. Westermei in Biere bei Magdeburg, unter der innerhalb der preußischen Staaten portofrei Rubrik: „Angelegenheiten des christlichen Vereins im nördlichen Deutschland Unter derselben Aufschrift sind bei dem genannten Geschäftsführer auch nachfolgen Schriften zu bestellen, welche in der Niederlage der Schriften des christlichen Ve eins zu Eisleben, in Pappe gebunden, unter beistehenden Preisen vorräthig sin

	Rt.	Sgr.	P
Hauspostille. 5 Bde.	1	—	—
Epistelpredigten. 3 Bde.	—	20	—
Kirchengeschichte. 7 Bde.	2	—	—
Offenbarungen Gottes in Geschichten des A. T.	—	12	—
Leben Jesu	—	12	—
Die heilige Passion	—	6	—
Weckstimmen in bibl. Betrachtungen auf alle Tage. 3 Bde.	—	12	[illegible]
Andenken an den heiligen Tag der Confirmation	—	1	—
Lehrkatechismus	—	3	—
Lernkatechismus	—	2	—
Evangelisches Kirchengesangbuch	—	10	—
Krankenbuch	—	3	—
Die Pforte. 2 Bde.	—	10	—
Vesperglocke	—	5	—
Gebetbuch	—	6	—
Beicht- und Communionbüchlein	—	2	6
Biblische Andachten. 2 Bde.	—	6	—
Die Frage: Was fehlt mir noch?	—	3	—
Christliche Unterhaltungen	—	5	—
Bethanien	—	1	6
Der Prophet Jeremia	—	7	6
Geschichte der französischen Revolution	—	5	—
Des Glaubens Trost	—	5	—
Der Friedensbote	—	4	—
Neuer christlicher Kinderfreund	—	7	6
Christlicher Unterricht vom lieben Kreuz	—	5	—
Trostbüchlein	—	3	—
Geschichte der deutschen Freiheitskriege	—	8	—
Weisungen zur Wahrheit in Gedichten	—	2	6
Missionsbüchlein. 2 Bde.	—	3	6
Geistlicher Rathgeber für Kranke und Sterbende	—	3	—
Deutscher Volksspiegel. 2 Bde.	—	10	—
Der evang. Glaube, dargestellt und vertheidigt in Briefen	—	5	—
Auslegung der Epistel Pauli an die Colosser	—	6	—
Kamerad Hechel	—	4	—
Beata Sturm	—	4	—
Das Leiden und Sterben unsers Herrn Jesu Christi	—	6	—
Kleiner Liederschatz	—	1	—
Das himmlische Jerusalem	—	5	—
Der Finger Gottes	—	4	—
Die Urgeschichte des Menschengeschlechts	—	4	6
Ein Wildling	—	3	6
Molleri Praxis evangelica. 3 Bde.	1	—	—
Fluch und Segen	—	3	6
Der heilige Advent	—	5	—
Das menschliche Leben. 1r Bd.	—	6	—
Confirmationsscheine, diverse, 100 Stück	—	15	—

Bemerkung. Werden oben genannte Bücher durch die Buchhandlung bezogen, so tritt ein um $33\frac{1}{3}$ % erhöheter Ladenpreis ein. Ebenso erhöhen Portoauslagen, wo sie nöthig werden, in unbestimmter Weise den Preis.